

ANFÄNGE

herausgegeben von

AAGE A. HANSEN-LÖVE
INKA MÜLDER-BACH

Inka Mülder-Bach · Eckhard Schumacher (Hrsg.)

AM ANFANG WAR ...

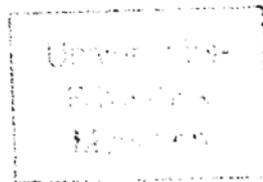
Ursprungsfiguren und
Anfangskonstruktionen der Moderne

Wilhelm Fink



ANFÄNGE (IN) DER MODERNE

Diese Publikation ist im Rahmen der Forschergruppe ‚Anfänge (in) der Moderne‘ an der Ludwig-Maximilians-Universität München entstanden und wurde unter Verwendung der ihr von der Deutschen Forschungsgemeinschaft zur Verfügung gestellten Mittel gedruckt.



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten. Dies betrifft auch die Vervielfältigung und Übertragung einzelner Textabschnitte, Zeichnungen oder Bilder durch alle Verfahren wie Speicherung und Übertragung auf Papier, Transparente, Filme, Bänder, Platten und andere Medien, soweit es nicht §§ 53 und 54 URG ausdrücklich gestattet.

© 2008 Wilhelm Fink Verlag, München
Wilhelm Fink GmbH & Co. Verlags-KG, Jühenplatz 1, D-33098 Paderborn

Internet: www.fink.de

Einbandgestaltung: Evelyn Ziegler, München
Herstellung: Ferdinand Schöningh GmbH & Co KG, Paderborn

ISBN 978-3-7705-4727-2

08 P 7705

Inhalt

EINLEITUNG

Am Anfang war ...

- ... nur Anfang. Anfängliche Bemerkungen
zur religiösen Schöpfungsnarration 11
FRIEDRICH WILHELM GRAF
- ... Historie: die Nachforschung. Wie Herodot das Problem
des Anfangs entdeckte 33
MARTIN HOSE
- ... das Bild. Zu Vicos Genealogie von Sprache, Gesellschaft und Kultur ... 43
BERNHARD TEUBER
- ... das Wort. Zum Logozentrismus – *à la russe* 71
AAGE A. HANSEN-LÖVE
- ... die Tat. Der Primat des Praktischen und das Faktum
der reinen Vernunft in der Philosophie Kants 91
GÜNTER ZÖLLER
- ... der Fall. Ursprungsszenen der Moderne. 107
INKA MÜLDER-BACH
- ... Brudermord und Inzest: Flauberts *Hérodias*. 131
BARBARA VINKEN
- ... die weiße Seite. Verlorene Ursprünge, haltlose Anfänge
und weißes Papier: Von Melville zu Mallarmé 145
LARS SCHNEIDER
- ... die Übersetzung. Macphersons Ossian als Nationalfiktion. 173
TOBIAS DÖRING
- ... die Zwei. Doppelgängertexte und der doppelte Gang
durch den Textanfang 191
ERIKA GREBER

... die Disziplin. Ansätze zu einer Institutionalisierungsgeschichte der Komparatistik	219
ROGER LÜDEKE	
... das Land. Landnahme als Anfangskonstellation in skandinavischen Texten um 1900	233
ANNEGRET HEITMANN	
... Amerika. Die Utopie der ‚Neuen Welt‘ in der deutschsprachigen Literatur des frühen 20. Jahrhunderts	257
ECKHARD SCHUMACHER	
... die Niederlage. 1945, historische Kontingenz und die Anfänge der bundesdeutschen Moderne	279
MARTIN H. GEYER	
Beiträgerinnen und Beiträger.	307

MARTIN H. GEYER

Am Anfang war ... die Niederlage.
1945, historische Kontingenz und die Anfänge
der bundesdeutschen Moderne

Was unterscheidet den Historiker von Gott? lautet die Frage eines Historikerwitzes. Die Antwort: Am Anfang hat Gott die Welt erschaffen – der Historiker hingegen berichtet, „wie es gewesen ist“. Von der Gewißheit der biblischen Schöpfungsgeschichte weit entfernt, überlassen Historiker die Anfänge der Welt anderen Disziplinen. Das heißt nicht, daß keine Anfänge zu setzen wären, wenn wir – im doppelten Sinne des Wortes – Geschichte schreiben. Die Markierung eines Anfangs rückt zentrale Fragen historischer Kontingenz in den Vordergrund: Etwa, warum sich aufgrund von Zufall, spezifischen Konstellationen oder individuellem Handeln die Geschichte so und nicht anders entwickelte. Der Historiker Thomas Nipperdey markierte den Auftakt seiner Geschichte des langen 19. Jahrhunderts mit dem Satz „Am Anfang war Napoleon“. Damit bezog er Gegenposition zu Hans-Ulrich Wehler, der seinerseits geschrieben hatte: „Im Anfang stand *keine Revolution*“ – also keine Revolution wie in England, den USA oder Frankreich in der Frühen Neuzeit. Heinrich August Winkler setzte sich jüngst in seinem voluminösen „Langen Weg [der Deutschen] in den Westen“ von beiden ab: „Im Anfang war das Alte Reich: Was die deutsche Geschichte von der Geschichte der großen westeuropäischen Nationen unterscheidet, hat hier seinen Ursprung.“¹ Mit Blick auf die Geschichte der Bundesrepublik formuliert Arnulf Baring: „Im Anfang war Adenauer“ – so lasse sich der Beginn der Bundesrepublik prägnant kennzeichnen. Dem widersprach kürzlich Helga Haftendorn: „Im Anfang waren die Alliierten – und nicht Adenauer, wie die deutsche Zeitgeschichtsforschung bis heute behauptet.“²

Die Postulierung von historischen Anfängen gleicht einem sportlichen Wettbewerb, ja man vermag darin bescheidene Anflüge postmoderner Reflexionen über die narrative Qualität historischer Darstellungen erkennen. Aber der Spaß hat seine Grenzen. Denn wenn nicht explizit, so steht doch implizit die Frage im Raum, wie die zwölf Jahre Geschichte zwischen 1933 und 1945 in der längeren deutschen Geschichte zu verorten sind. Die genannten Anfangsnarrationen verweisen denn auch immer auf andere historische Zusammenhänge, ja sie nehmen diese vorweg – ganz im Sinne der von Erika Greber in diesem Band vorgestellten Logik der

1 Thomas Nipperdey: *Deutsche Geschichte 1800-1866. Bürgerwelt und starker Staat*, München 1983, S. 11; Hans-Ulrich Wehler: *Deutsche Gesellschaftsgeschichte 1700-1815*, München 1989, S. 35; Heinrich August Winkler: *Der lange Weg nach Westen. Bd. 1: Deutsche Geschichte 1806-1933*, Bonn 2002, S. 5.

2 Arnulf Baring: *Im Anfang war Adenauer. Die Entstehung der Kanzlerdemokratie*, München 1982; Helga Haftendorn: *Deutsche Außenpolitik zwischen Selbstbeschränkung und Selbstbehauptung 1945-2000*, Stuttgart/München 2001, S. 17.

Möbius-Schleife. So mündete Hans-Ulrich Wehlers „ausgebliebene Revolution“ auch in seiner eigenen älteren Darstellung in Interpretationen eines „deutschen Sonderwegs“, der schließlich eine Erklärung der nationalsozialistischen Machtergreifung im Jahre 1933 bot – ein Ereignis, das, wenigstens in seiner historiographischen Behandlung, selbst vom katastrophalen Ende des Regimes und Deutschlands kündigt. Sogar diejenigen, die wie Nipperdey in Auseinandersetzung mit einer solchen Deutung darauf insistierten, daß das Jahr 1933 nicht der Fluchtpunkt deutscher Geschichtsschreibung sei und sein dürfe,³ lassen sich auf eine paradoxe Weise auf diese Zäsur ein. Das gleiche gilt selbstverständlich noch viel mehr für diejenigen Historiker, welche sich mit den beiden aus dem Krieg entstandenen deutschen post-nationalen Gebilden namens Bundesrepublik und DDR befassen. Am Anfang waren hier zwar Adenauer auf der einen und Ulbricht auf der anderen Seite, außerdem die Amerikaner und die Sowjets; aber die politische Geschichte der beiden Teilstaaten beginnt im Kern doch immer mit der Nachgeschichte des Nationalsozialismus, der wiederum nicht von seinen Anfängen losgelöst zu sehen ist: Die deutsche Geschichte nach dem Krieg ist eine Geschichte „Nach der Katastrophe“ (Peter Graf von Kielmansegg). Beschreiben läßt sie sich als „Umkehr“ (Konrad Jarausch) der Deutschen nach 1945 und damit als eine Geschichte der Zivilisierung und Selbstzivilisierung, Westernisierung und Amerikanisierung der – um einen anderen Buchtitel zu nennen – „gezähmten Deutschen“, die, wie der Politikwissenschaftler Hans-Peter Schwarz durchaus anklagend meint, „Von der Machtbesessenheit zur Machtvergessenheit“ mutierten.⁴ Man sieht: Es gibt viel ‚Anfang‘ in der deutschen Geschichte und Historiographie, und wir, als Historiker, Individuen und Nation, definieren uns über Anfangsnarrationen.

Die Tendenz hin zu einer perspektivischen Fixierung historischer Erzählungen auf die Jahre von 1933 bis 1945 gehört zweifellos zu den Eigentümlichkeiten nicht nur der deutschen Zeitgeschichte, sondern auch der deutschen politischen Kultur. Wie auch immer Anfänge in der deutschen Geschichte gesetzt werden, sie führen stets durch das Nadelöhr der NS-Zeit und reflektieren das katastrophische Ende des 1870/71 gegründeten Deutschen Reiches, die militärische Niederlage 1945 und das damit verbundene Ende des nationalsozialistischen Herrschaftssystems.⁵ Allein ein Blick auf die Nachkriegspublizistik und die Selbstzeugnisse der Zeitgenossen zeigt die tiefe Einprägung von Anfangsnarrationen, die um das Jahr 1945 zentriert sind. Sie nehmen in der (Selbst-) Beschreibung der Deutschen einen fe-

3 Für eine Kritik vgl. z.B. Thomas Nipperdey: „1933 und die Kontinuität der deutschen Geschichte“, in: *Historische Zeitschrift* 227 (1978), S. 86-111.

4 Peter Graf v. Kielmansegg: *Nach der Katastrophe. Eine Geschichte des geteilten Deutschland*, Berlin 2000; Konrad Jarausch: *Die Umkehr. Deutsche Wandlungen 1945-1995*, München 2004; Hans-Peter Schwarz: *Die gezähmten Deutschen. Von der Machtbesessenheit zur Machtvergessenheit*, Stuttgart 1985.

5 Ich knüpfe hier und im folgenden an an meinen Aufsatz „Im Schatten der NS-Zeit. Zeitgeschichte als Paradigma einer (bundes-)republikanischen Geschichtswissenschaft“, in: Alexander Nützenadel/Wolfgang Schieder (Hg.): *Zeitgeschichte als Problem. Nationale Traditionen und Perspektiven der Forschung in Europa*, Göttingen 2004, S. 25-53.

sten Platz ein, auch indem sie bilanzieren, wie weit der Weg war, der nach dem Krieg zurückgelegt wurde – bzw. die Wege, wenn man auf West- und Ostdeutschland blickt.⁶

Wenn ich nun die Niederlage und die Neuanfänge des Jahres 1945 in den Mittelpunkt meiner Überlegungen stelle, geht es mir dabei nicht um die Wiederbelebung einer älteren Debatte um eine ‚Stunde Null‘ und eine *tabula rasa*.⁷ In dieser Auseinandersetzung ging es zunächst darum, die konkrete Situation der Zeit zu beschreiben, und schließlich drehte sie sich um zwei Aspekte: zum einen die Frage nach den konkreten Möglichkeiten eines Schlußstrichs unter die NS-Vergangenheit und damit eines voraussetzungslosen Neuanfangs im Jahr der Niederlage; zum anderen um die vor allem in späteren Jahren erhobene Kritik, daß die Chancen eines radikalen Neuanfangs nicht genutzt, sondern vertan worden seien. Beide Perspektiven findet man sehr früh in der Nachkriegszeit. Die eine ist exkulpatorisch, die andere klagt Defizite an. Demgegenüber hat die neuere Forschung deutlich die historischen Kontinuitäten herausgearbeitet, welche die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg mit der Zwischenkriegszeit und in vielen Fällen auch mit der Zeit des Nationalsozialismus verbindet. Das gilt gleichermaßen für Institutionen und intellektuelle Strömungen wie für die Biographien von Personen, die nicht nur den Nationalsozialismus unterstützt und davon profitiert hatten, sondern selbst in die Verbrechen verstrickt waren. Die Aufarbeitung dieser Kontinuitäten hat sich vor allem in den letzten Jahren zu einem regen Betätigungsfeld der historischen (Auftrags-) Forschung entwickelt.⁸ Es gilt, die Strategien der Akteure zur Adaption und Anpassung an die neue Ausgangssituation zu erklären. Dabei betonen fast alle Studien den nicht nur politischen Strukturbruch, der mit der alliierten Besatzung und der Integration des geteilten Deutschland in die Blöcke des Kalten Krieges nachhaltig verfestigt wurde. Im Gegensatz zum Jahr 1918 war diese Niederlage ‚total‘. Ihre Wahrnehmung im Sinne einer Kultur einer Gesellschaft der ‚Besiegten‘ setzte

6 Aleida Assmann/Ute Frevert: *Geschichtsvergessenheit. Geschichtsversessenheit. Vom Umgang mit deutschen Vergangenheiten nach 1945*, Stuttgart 1999; Klaus Naumann: „Agenda 1945 – Das Jahr des Kriegsendes im aktuellen Geschichtsdiskurs“, in: Bernd-A. Rusinek (Hg.): *Kriegsende 1945. Verbrechen, Katastrophen, Befreiungen in nationaler und internationaler Perspektive*, Göttingen 2004, S. 237-251; Norbert Frei: „1945 und wir. Die Gegenwart der Vergangenheit“, in: Ders. (Hg.): *1945 und wir. Das Dritte Reich im Bewußtsein der Deutschen*, München 2005, S. 7-22; Jeffrey K. Olick: *In the House of the Hangman. The Agonies of German Defeat 1943-1945*, Chicago/London 2005.

7 Stefan Krimm/Wieland Zirbs (Hg.): *Nachkriegszeiten. Die Stunde Null als Realität und Mythos in der deutschen Geschichte*, München 1996; Geoffrey J. Giles (Hg.): *Stunde Null: The End and the Beginning. Fifty Years Ago*, Washington, D.C. 1997; David Roberts: „Nullpunkt und kein Ende? Perspectives and Thesis on Postwar German Literature“, in: *Orbis Litterarum* 35 (1980), S. 250-273.

8 Aus der großen Fülle von Literatur vgl. Norbert Frei (Hg.): *Hitlers Eliten nach 1945*, München 2004; Michael Wildt: *Generation des Unbedingten. Das Führungskorps des Reichssicherheitshauptamtes*, Hamburg 2003; Georg Bollenbeck/Clemens Knobloch: *Semantischer Umbau der Geisteswissenschaften nach 1933 und 1945*, Heidelberg 2001; Matthias Frese/Michael Prinz (Hg.): *Politische Zäsuren und gesellschaftlicher Wandel im 20. Jahrhundert. Regionale und vergleichende Perspektiven?*, Paderborn 1996.

sich in allen Lebensbereichen fest, auch wenn sie nicht die dominante Form der Selbstbeschreibung wurde – zumindest nicht der Menschen in Westdeutschland.⁹

In den letzten Jahren rückte das Jahr 1945 nicht allein in den Blick der Forschung; auch in der medialen Öffentlichkeit war es selten so präsent wie 2005.¹⁰ Fragen wie: ‚War der neue Papst Benedikt XVI. in der Hitlerjugend?‘ ‚Warum verschwieg der Schriftsteller Günter Grass, der im *Krebsgang* (2002) die Vertreibung aus Ostpreußen beschreibt, seine Mitgliedschaft in der SS?‘ vermochten es, die Titelblätter der Boulevardpresse zu erobern. Das war nicht immer so. Die seit den 1950er Jahren aufblühende Zeitgeschichtsforschung war zunächst stark auf das Jahr 1933 fixiert gewesen, schrieb also eine Geschichte des Scheiterns der ersten Demokratie und der Etablierung des NS-Herrschaftssystems. Die Beschäftigung mit der Vorgeschichte der Bundesrepublik kam erst sehr viel später in Gang. Mitte der 1970er Jahre konstatierte Hans-Peter Schwarz, daß die Erinnerung an die Nachkriegszeit im „Seelenhaushalt der Nation“ kaum eine Rolle spiele; allenfalls habe sie noch „in der Rumpelkammer ihren Platz“. Der Politikwissenschaftler bezog sich damit primär auf die dramatischen außenpolitischen Umbrüche und „die Jahre der Entscheidung 1945 bis 1949“. ¹¹ Seine Beobachtung gilt gleichwohl auch im Hinblick auf die individuelle wie kollektive Praxis der Erinnerung an das Jahr 1945. Einen wichtigen Beitrag dazu liefert bis heute nicht nur die Sozial-, Alltags- und Frauengeschichte, sondern auch die mediale Bearbeitung dieses Themas. Eine große Rolle spielen dabei Erinnerungsberichte von Zeitzeugen. Das gilt besonders für die bei Kriegsende jüngeren Generationen: diejenigen, die noch als Soldaten im Krieg gedient hatten und diejenigen, die der so genannten Flakhelfergeneration zuzurechnen sind, die also 1944/45 noch zu jung waren, um als reguläre Soldaten eingezogen zu werden. Sie alle thematisierten die Zeit, „als der Krieg zu Ende war“, und viele fanden sich in dieser oder anderen Erzählungen Heinrich Bölls wieder.¹² Der Streit über die Bewertung des Jahres 1945 als ‚Niederlage‘ oder als ‚Befreiung‘, in den sich Bundespräsident Richard Weizsäcker im Jahr 1985 mit seiner bekannten Rede zum 8. Mai einmischte, gab diesen individuellen, historischen Standortbestimmungen einen nachgerade staatsoffiziellen, erinnerungspolitischen

9 Im Kontext der Debatten über die Viktimisierung taucht dieses Thema auf. Robert G. Moeller: *War Stories: The Search for a Usable Past in the Federal Republic of Germany*, Berkeley u.a. 2001; Olick: *In the House* (Anm. 6). Vgl. die auch stark autobiographisch geprägte Darstellung von Hans von Hentig: *Die Besiegten. Zur Psychologie der Masse auf dem Rückzug*, Stuttgart 1966, der im übrigen den Begriff der ‚victimization‘ in der amerikanischen Emigration entwickelt hat. Die beste Zusammenfassung der neueren Forschungsansätze findet sich in Klaus Naumann: *Nachkrieg in Deutschland*, Hamburg 2001.

10 Klaus Naumann: *Der Krieg als Text. Das Jahr 1945 im kulturellen Gedächtnis der Presse*, Hamburg 1998.

11 Hans-Peter Schwarz: „Die außenpolitischen Grundlagen des westdeutschen Staates“, in: Richard Löwenthal/Hans-Peter Schwarz (Hg.): *Die zweite Republik. 25 Jahre Bundesrepublik Deutschland. Eine Bilanz*, Stuttgart 1974, S. 27-63, hier: S. 28.

12 Heinrich Böll: „Als der Krieg zu Ende war“ [1962], in: Ders. (Hg.): *Als der Krieg ausbrach*, München 1965, S. 27-47.

Rahmen.¹³ Die Reaktion darauf war von Anfang an sehr ambivalent. Denn als Teil einer spezifisch nicht-jüdischen Erinnerungskultur schien das Jahr 1945 nicht nur die NS-Zeit, sondern auch den Holocaust in den Hintergrund zu drängen. In einer pessimistischen Perspektive fürchtete man, daß im Wettbewerb um die Erinnerung Ursache und Wirkung und die klaren Konturen von Opfern und Tätern verschwimmen würden.¹⁴

Diese Auseinandersetzungen bilden den Hintergrund dieses Beitrags, ohne daß sie systematisch verfolgt werden. Auch sollen nicht die konkreten politischen, sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Neuanfänge nach dem Zivilisationsbruch des Holocaust und dem verlorenen Krieg nachgezeichnet werden. Im Mittelpunkt stehen vielmehr die spezifischen Ausprägungen von Anfangsdiskursen, die zu einem Thema der nationalen Selbstbeschreibung wurden. Es ist bemerkenswert, mit welcher Obsession seit 1945 in fast allen Bereichen die Reflexion über Anfangstopoi betrieben wurde. Sie wurde Teil der öffentlichen Kultur.¹⁵ Hinter diesem Prozeß verbirgt sich eine spezifische – man kann den Eindruck gewinnen: sehr deutsche – Wahrnehmung und Erfahrung von Modernität: Sie organisiert die Wahrnehmung von Epochenzusammenhängen¹⁶ und greift auf ein Repertoire von Anfangstopoi zurück, die in den Diskursen der Jahre nach 1945 auftauchen und sich dort immer wieder neu aktualisieren lassen. Die Publikation eines Bandes, der sich mit ‚Anfängen‘ beschäftigt, mag dafür selbst als Beispiel gelten. Aber die spezifische Konzep-

13 Dirk Moses: „Die 45er. Eine Generation zwischen Faschismus und Demokratie“, in: *Neue Sammlung* (2000) Heft 20, S. 234-263; Heinz Bude: *Das Altern einer Generation. Die Jahrgänge 1938 bis 1948*, Frankfurt/M. 1995; Jörg Lau: „Auf der Suche nach der verlorenen Normalität. Helmut Kohl und Hans Magnus Enzensberger als Generationsgenossen“, in: Naumann: *Nachkrieg* (Anm. 9), S. 498-520; Rolf Schörken: *Die Niederlage als Generationserfahrung. Jugendliche nach dem Zusammenbruch der NS-Herrschaft*, Weinheim/München 2004; Sabine Bode: *Die vergessene Generation. Die Kriegskinder brechen ihr Schweigen*, Stuttgart 2004; Volker Depkat: *Lebenswenden und Zeitenwenden. Deutsche Politiker und die Erfahrungen des 20. Jahrhunderts*, München 2007; Gustav Trampe (Hg.): *Die Stunde Null. Erinnerungen an Kriegsende und Neuanfang*, Stuttgart 1995; Helga Hirsch: *Schweres Gepäck. Flucht und Vertreibung als Lebensthema*, Hamburg 2004.

14 Siehe z.B. die Besorgnis bei Frei: *1945* (Anm. 8), anders als z. B. Naumann: *1945* (Anm. 10). Für Alltagsgeschichten vgl. z.B. Lutz Niethammer: *‚Hinterher merkt man, daß es richtig war, daß es schiefgegangen ist‘*, Berlin 1983; Naumann: *Nachkrieg* (Anm. 9); Nina Grontzki: *Feuersturm und Hungerwinter. Zeitzeugen erinnern sich an Krieg und Wiederaufbau*, Essen 2007; Jörg Friedrich: *Der Brand. Deutschland im Bombenkrieg*, München 2003; Klaus Rainer Röhl: *Verbotene Trauer. Ende der deutschen Tabus. Mit einem Vorwort von Erika Steinbach*, München 2002. Eine hervorragende Darstellung der komplizierten und komplexen Situation und der wechselnden Rollenverteilung von Tätern und Opfern gibt Atina Grossmann: *Jews, Germans and Allies. Close Encounters in Occupied Germany*, Princeton 2007.

15 Bewußt wird hier die DDR nicht berücksichtigt. Zumal in der staatsoffiziellen Beschreibung der DDR die Zäsur des Jahres 1945 zwar eine wichtige Rolle spielte, aber eben primär als Beginn des von der Arbeiterbewegung geforderten sozialistischen Zukunftsstaates, der durch die Sowjetunion ermöglicht wurde. Dieser Punkt wird bei Depkat: *Lebenswenden* (Anm. 13), bes. S. 234-246 gut herausgearbeitet; exemplarisch am Beispiel von Alexander Abusch vgl. Michael Th. Greven: *Politisches Denken in Deutschland nach 1945. Erfahrungen und Umgang mit Kontingenz in der unmittelbaren Nachkriegszeit*, Opladen/Farmington Hills 2007, S. 211-236.

16 Reinhart Herzog/Reinhart Koselleck (Hg.): *Epochenschwelle und Epochenbewußtsein*, München 1987.

tionalisierung von Moderne und Modernität ist nur ein Aspekt der Untersuchung. Wie hier argumentiert wird, wurden die historischen Akteure mit ihrer Reflexion auf individuelle wie kollektive Anfänge selbst zu modernen, souveränen Subjekten, die sich auf diese Weise selbst zu regieren lernten.¹⁷

1. Nach dem ‚Zusammenbruch‘

1945 mochte es noch viel Selbstgerechtigkeit mit Blick auf die eigene Verantwortung geben. Daran, daß die Niederlage ‚total‘ war, existierte hingegen kaum ein Zweifel. Dies war zu keinem Zeitpunkt umstritten und wurde nie zum Thema eines breitenwirksamen Revisionismus. Der „bedingungslosen Kapitulation“ nach der militärischen Niederlage folgte die Besetzung des Deutschen Reiches. Der Dramatik dieses historischen Moments waren sich alle Beteiligten bewußt; weniger vielleicht der Tatsache, daß diese späte Kapitulation erst nach dem Selbstmord Hitlers wenige Tage zuvor erfolgte. Das Ende wurde beurkundet: Die Vertreter des deutschen Militärs bejahten am 7. Mai in Reims die Frage des Oberbefehlshabers der Alliierten Streitkräfte Dwight Eisenhower, ob sie den Inhalt der vorbereiteten Kapitulationsurkunde auch richtig verstanden hätten. In dem französischen Schulhaus waren Generalstabskarten ausgebreitet, die keinen Zweifel an der militärischen Lage ließen. Alfred Jodl erklärte nach dem förmlichen Procedere, daß mit der gerade geleisteten Unterschrift „das deutsche Volk und die deutsche Wehrmacht auf Gedeih und Verderb dem Sieger ausgeliefert“ seien. Nicht ohne einen Anflug von Hybris fügte er sogleich hinzu: „In diesem Krieg, der über mehr als fünf Jahre dauerte, haben beide [d.h. Volk und Wehrmacht, M.G.] mehr geleistet und gelitten, als vielleicht irgend ein anderes Volk der Welt.“ Dieser Akt der Kapitulation wurde bekanntlich zwei Tage später, am 9. Mai um 0:16 Uhr, in Berlin-Karlshorst auf das Drängen Stalins hin wiederholt – diesmal ohne Erklärungen seitens der dort vertretenen Riege. Dem letzten Finanzminister der Weimarer Republik *und* des Dritten Reiches, dem Grafen Schwerin von Krosigk, wurde es überlassen, die bedingungslose Kapitulation über Rundfunk bekanntzugeben. Er sprach vom „Zusammenbruch“: Die Volksgemeinschaft, die in den Jahren des Krieges in der Frontgemeinschaft draußen, in der gegenseitigen Hilfsbereitschaft in allen Nöten daheim ihren schönsten Ausdruck gefunden habe, müsse bewahrt und gerettet werden – wie er pessimistisch prognostizierte, nicht nur in den kommenden „Nöten des Hungers und der Armut“, sondern auch in den „Zeiten der Schlachten und Bombenangriffe“.¹⁸

17 Ohne Bezug auf das hier bearbeitete Thema, aber in vielfacher Weise inspirierend, vor allem auch mit Blick auf weitere, sich daran anschließende Fragen, auf die hier nicht eingegangen werden kann, ist Barbara Cruikshank: *The Will to Empower. Democratic Citizens and other Subjects*, Cornell 1999.

18 Auch für das folgende vgl. die sehr gute Darstellung von Peter Graf v. Kielmansegg: *Nach der Katastrophe* (Anm. 4), bes. S. 15-130; sehr gelungen ist die Dokumentation von Hermann Glaser: *1945. Ein Lesebuch*, Frankfurt/M. 1995, S. 82f.; Olick: *In the House* (Anm. 6), S. 25-41.

In Reims und Karlshorst wurde das Ende des verfassungsmäßigen Bestehens des Dritten Reiches beurkundet, womit zugleich die Ausübung der Regierungsgewalt an die Besatzungsmächte überging. Den Anfang machten Löschungen. Institutionen bis hinab auf die Ebene der Gemeinden wurden außer Kraft gesetzt. Hoheitliche Symbole wurden getilgt. Dazu zählte die Sprengung von NS-Mahnmalen, die Einschwärzung von Briefmarken, das Verbot der Nationalhymne. Die deutsche Fahne im Frühjahr 1945 war die ‚weiße Fahne‘. Ein alliiertes Dekret von 1947 verfügte die förmliche Auflösung Preußens, das durch die polnische Grenzverschiebung im Osten und die Zonengrenzen ohnehin schon zerstückelt war.

Gleichzeitig fanden mit bemerkenswerter Geschwindigkeit neue, folgenreiche Gründungsakte statt. Zunächst zogen die Alliierten durch das frühere Staatsgebiet des Deutschen Reiches und schufen bald auch neue administrative Einheiten: SBZ, Amerikanische, Britische, Französische Zone. Ihre Zusammenführung nach dem unüberbrückbaren Konflikt der Alliierten im Kontrollrat mündete wiederum in neue politische Gründungen – es entstanden zunächst die Bizone, dann die Trizone und schließlich die Bundesrepublik Deutschland und die Deutsche Demokratische Republik im Jahr der „Stunde Null 1949“.¹⁹ Damit waren weitreichende Entscheidungen über die politische Zukunft getroffen.

Der wirtschaftliche Gründungsakt war den Staatsgründungen vorausgegangen. Zu Recht argumentierten schon die Zeitgenossen, daß der Akt der Ersetzung der entwerteten Reichsmark durch die Deutsche Mark im Jahr 1948 bedeutsamer war als die politischen Gründungsakte. Denn die mit Waren gefüllten Schaufenster kündeten vom Ende der „Zusammenbruchsgesellschaft“²⁰ und einer ökonomisch besseren Zukunft. Die Referenz zur katastrophalen wirtschaftlichen Ausgangslage in der unmittelbaren Nachkriegszeit entwickelte sich zu einem festen narrativen Bestandteil einer ökonomischen Gründungs- und Erfolgsgeschichte, die zugleich die nach 1945 eingeschlagenen, unterschiedlichen Wege der beiden deutschen Staaten klar konturierte. Sie verwiesen zurück auf die Geschichte des individuellen und kollektiven Anfangs, in der Hunger, Not und existentielle Unsicherheit dominiert hatten. Vor diesem Hintergrund ist die sich in den 1950er Jahren ausbreitende Wirtschaftswundermentalität und die Einschreibung neuer Identitäten von Bürgern, die sich über den Konsum und Konsumentenentscheidungen definierten, in die Kulturgeschichte der Bundesrepublik zu sehen.²¹

Die Kritik nicht nur an den Auswüchsen der (in den 1950er Jahren noch bescheidenen) Konsumgesellschaft und Konsummoderne war weder neu noch spe-

19 Richard Weizsäcker: *Drei mal Stunde Null? Deutschlands europäische Zukunft*, Berlin 2001; Claus Leggewie: „Der Mythos des Neuanfangs – Gründungsetappen der Bundesrepublik Deutschland: 1949-1968-1989“, in: Antonia Grunenberg/Lothar Probst (Hg.): *Einschnitte. Hannah Arendts politisches Denken heute*, Bremen 1995, S. 23-44.

20 Martin Broszat u.a. (Hg.): *Von Stalingrad zur Währungsreform. Zur Sozialgeschichte des Umbruchs in Deutschland*, München 1988.

21 Vgl. in diesem Zusammenhang auch Eckart Conze: „Sicherheit als Kultur. Überlegungen zu einer ‚modernen Politikgeschichte‘ der Bundesrepublik Deutschland“, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 53 (2005), S. 357-380.

zifisch deutsch. Hier wie anderswo drehte sie sich um die moralische Ordnung der Gesellschaft. War Konsum nichts anderes als eine Flucht in die Gegenwart, weg von der Geschichte? Im Mittelpunkt solcher konsumkritischen Äußerungen stand die zentrale Frage der Erinnerung an den Krieg und seine deutschen Opfer.²² Nach dem Zusammenbruch des Deutschen Reiches und der ‚Volksgemeinschaft‘ waren die Antworten auf solche Fragen unsicherer als je zuvor. Im Kontext dieser Debatten scheint denn auch eine andere, auf die unmittelbare Nachkriegszeit zurückgehende Anfangssemantik durch: die des ‚Unfalls‘, der ‚Katastrophe‘, des ‚Abgrundes‘, des ‚Scheiterns‘, verknüpft mit quälenden Fragen nach (Kollektiv-) Schuld, Schande, Befleckung, Trauer und Scham.²³ Das Faktum der Niederlage spielt hier eine zentrale Rolle, wie Heidrun Kämper in ihrer umfassenden Bilanz dieser Debatten jüngst nachgewiesen hat:

Dieses Erleben, die Erfahrung dieser Vernichtung und Endes prägt das Denken der Zeitgenossen, der Opfer, der Täter und der Nichttäter. Dieses Ende muss wirklich sein, denn es ist ein Unterschied, ob Opfer es ersehnen und auf dieses Ende hinleben oder ob sie es wahrnehmen als wirklich stattfindende Befreiung, ob Täter dieses Ende fürchten und seine Realität hoffnungsvoll als nicht eintretend antizipieren oder ob sie das Ende tatsächlich erleben als persönlichen Zusammenbruch, ob von Nichttätern dieses Ende als eine virtuelle Möglichkeit gedacht vorausgesetzt wird für Erklärungen, Positionsbestimmungen und für Entwürfe „danach“, wie wir sie z.B. auch von Exilierten und Emigrierten aus der Zeit vor 1945 kennen, oder ob das Ende eine historische Tatsache ist, die man darüber hinaus selbst erlebt und erfahren hat.²⁴

Die Konsolidierung der Bundesrepublik und der Kalte Krieg mit seinen neuen Fronten mochten Zweifel, die aus einem Gefühl von Schuld und Verantwortung resultierten, zwar in den Hintergrund drängen, aber es war zunächst alles andere als sicher, ob das Wirtschaftswunder die Grundlage für eine optimistische Variante von Anfängen abzugeben vermochte. Der düstere Ton, der sich mit einer fundamentalen Modernitätskritik und einem latenten Pessimismus paarte, war in diesen Diskursen vorherrschend. Das illustriert auch die bis weit in die 1970er Jahre geläufige Rede von der ‚deutschen Katastrophe‘. Damit konnten gleichermaßen die Jahre zwischen 1933 bis 1944 wie auch die Niederlage und das Phänomen der Zusammenbruchsgesellschaft in einem zusammenhängenden Deutungsmuster beschrieben werden. Dem ‚deutschen Adler‘ waren, bildlich gesprochen, die Flügel gebrochen. So jedenfalls ist das auf einem Bildentwurf des Malers Fridolin Frenzel zu sehen, der ursprünglich als Mosaik-Entwurf für das Göttinger Max-Planck

22 Erica Carter: *How German is She? Postwar West German Reconstruction and the Consuming Woman*, Ann Arbor 1997; Michael Wildt: „Konsumbürger. Das Politische als Optionsfreiheit und Distinktion“, in: Manfred Hettling/Bernd Ulrich (Hg.): *Bürgertum nach 1914*, Hamburg 2005, S. 255-283.

23 Hervorragend wird diese Debatte dargestellt von Heidrun Kämper: *Der Schuldiskurs in der frühen Nachkriegszeit. Ein Beitrag zur Geschichte des sprachlichen Umbruchs nach 1945*, Berlin/New York 2005; vgl. auch Schörken: *Niederlage* (Anm. 13), bes. S. 36f.

24 Kämper: *Schulddiskurs* (Anm. 23), S. 114.



Abb. 1

Institut für Geschichte konzipiert war (Abb. 1). Das Werk ist eine künstlerische Bearbeitung des mittelalterlichen Parabelgedichts „Vom Pfau“, in dessen Mittelpunkt der Konflikt zwischen Papst und Kaiser steht, wobei letzterer unterliegt. Sowohl der Auftraggeber, der Institutsleiter und Mediävist Hermann Heimpel, als auch der Künstler wollten das Bild unter anderem als Kommentar zur Gegenwartsgeschichte gelesen wissen: Der römisch-päpstliche Pfau und der krähen Hahn der Franzosen triumphierten über dem deutschen Adler. „Sic transit gloria mundi“:

Diese rituelle Formel der Papstwahl umschreibt, worauf Hans Medick anhand des von ihm publizierten Bildes hinweist, zugleich das Schicksal deutscher Machtherrlichkeit.²⁵

Das Bild der gebrochenen Flügel macht eine andere Perspektive auf die Geschichte notwendig. Nach der ‚Katastrophe‘ waren die historische Betrachtung und damit früher für selbstverständlich angenommene Anfänge nicht mehr aus der ‚Geraden‘ möglich, d.h. der Kontinuität der Geschichte, sondern nur noch ‚aus der Kurve‘, so das etwas merkwürdige Bild des Göttinger Historikers Hermann Heimpel. Eine Zukunft war verloren gegangen, mit der sich die Historiker gleich ihren Lesern und Zuhörern hatten identifizieren können. Denn „wem die Gegenwart von 1871 oder 1914 oder 1933 verloren ist, mag sich fragen, wer ihm morgen die Grenzen seiner Gegenwart setzen wird“.²⁶ Dahinter verbirgt sich die Frage nach einer Anfangsnarration für eine nationale Geschichte: 1871, 1914 und 1933 waren für den Festredner und kühnen Nationalisten Heimpel perdu. Die Auseinandersetzung mit der Geschichte der jüngsten Vergangenheit und deren kritische Aneignung war die Voraussetzung nicht nur, um mittelalterliche Geschichte zu betreiben, sondern überhaupt in der Gegenwart zu bestehen. Das hieß zugleich, daß man sich auf die Suche begeben mußte nach neuen, positiven Anfangsnarrationen, und zwar nicht nur zur Bewältigung und Rationalisierung der Vergangenheit, sondern zur Orientierung in der Gegenwart und der Zukunft. Das war leichter gesagt als getan, auch wenn sich viele Geister 1945 auf die Suche machten – und fündig wurden, sei es in der Beschwörung deutscher Kulturtraditionen, von Ideen des christlichen Abendlandes oder kleindeutschen Lösungen, sei es dann bald aber auch in revolutionären demokratischen Traditionen. Wie vieles in dieser Zeit handelte es sich dabei vielfach um sinnstiftende Notbehelfe, die immerhin ihr eigenes zähes Leben entfalteten.

Läßt dieses Beispiel des Historikers eine Generalisierung zu? Sicherlich darf man die konfessionelle Dimension des Arguments nicht aus den Augen verlieren. Die Bindung an den preußisch-deutschen Nationalstaat des katholischen Deutschland war weit weniger ausgeprägt, als es die Reflexionen eines protestantischen Historikers wie Hermann Heimpel vermuten lassen. Aber das ist nicht der entscheidende Punkt. Viel wichtiger ist die Möglichkeit, ja die Notwendigkeit, radikale Alternativen überhaupt denken und in Erwägung ziehen zu können. Voraussetzung dafür ist die Wahrnehmung, daß plötzlich Erklärungsnotstände und Zweifel entstehen, die sich nicht mehr beheben lassen; daß sich die Dinge anders entwickelten als zu erwarten war. Ein auch nur kurzer Blick auf die kaum zu überblickende Publikationsflut der unmittelbaren Nachkriegszeit zeigt, daß es sich bei dieser beunruhigenden Erkenntnis sowohl um eine diffuse Stimmung als auch um eine grundsätzliche Geisteshaltung handelte. Diffus, weil die Richtung so unklar war, grundsätzlich,

25 Vgl. auch Hans Medick: „So vergeht der Ruhm der Gelehrtenwelt“, in: *FAZ* Nr. 140/20.7.2007, S. 35.

26 Hermann Heimpel: „Der Mensch in seiner Gegenwart“, in: Ders. (Hg.): *Der Mensch in seiner Gegenwart*, Göttingen 1954, S. 9-41, hier: S. 14; vgl. auch Geyer: „Im Schatten“ (Anm. 5), S. 32f.

weil es keine Alternative gab, den ungesicherten *Status quo*, die ungewisse Zukunft und damit auch die Vergangenheit kritisch zu reflektieren. Die Zeitgenossen machten eine radikale Erfahrung von „Kontingenz“. Bezeichnet ist damit, um Michael Greven (der seinerseits auf Reinhart Koselleck zurückgreift) zu zitieren, „alles, was zugleich nicht notwendig aber möglich ist. [...] Einmal zum Bewußtsein gekommen, zersetzt die Erkenntnis der Kontingenz nicht nur die Selbstverständlichkeit der jeweiligen Gegenwart, sondern sogar die bereits stattgefundene Vergangenheit beginnt im Lichte nicht realisierter Möglichkeiten und verpaßter Gelegenheiten ihre scheinbar feststehenden Konturen zu verlieren“. Pointiert läßt sich somit sagen, daß im Spannungsfeld von „Kritik und Krise“ (Koselleck) sich nicht nur die zeitgeschichtliche Reflexion, sondern auch das epistemologisch breite Feld einer bundesdeutschen Moderne entfaltete.²⁷

2. Moderne Subjekte und Anfangsnarrationen

Eingebettet waren die Reflexionen über kontingente Anfänge in ein dichtes Feld von Texten, Debatten und Bildern. In der Nachkriegszeit spielte die Literatur, aber auch das Genre des Films eine heute kaum mehr vorstellbare Rolle.²⁸ Nicht alles, was hier entstand, ist toderntst. In dem Spielfilm *Film ohne Titel* (1947) läßt der Drehbuchautor Helmut Käutner einen Schauspieler (Willy Fritsch), einen Drehbuchautor (Otmar Jung) und einen Regisseur (Peter Hamel), die aus den zerbombten Städten in eine pastorale Landschaft geflohen waren, unter aufgespanntem Sonnensegel darüber diskutieren, welchen Film man produzieren könnte, der die Menschen der Gegenwart anspreche. Der Drehbuchautor entwickelt daraufhin eine Erzählung in Form einer Volksgemeinschaftsschnulze, angeregt durch den Besuch des Dienstmädchens (Hildegard Kneef) und ihres künftigen Ehemanns, eines Kunsthändlers. Deren nicht standesgemäße Liebe rückt er in den Mittelpunkt der Geschichte: In der Ausnahmesituation des Bombenkriegs finden die beiden zusammen, verlieren sich dann aber in der Konfusion des Kriegsendes aus den Augen. Erst auf dem heimischen Bauernhof des Dienstmädchens treffen sie sich wieder. Hier haben sich nun die Rollen vertauscht: Der durchtriebene, auf dem Schwarzmarkt aktive Bauer schaut mit dem ihm eigenen Standesbewußtsein auf den zerlumpten Akademiker herab. Wie ließe sich an diesem Punkt die Geschichte weitererzählen? Als tragisch-dunkle Geschichte im Genre der zeitgenössischen Trümmerfilme, so der Vorschlag des Regisseurs? Oder als ein Blut-und-Boden-Volksgemeinschafts-Rührstück mit einem kitschigen Happy End, wie der Schauspieler mit Verweis auf den Publikumsgeschmack entgegnelt? Der Drehbuchautor läßt die beiden selbst

²⁷ Michael Greven: *Politisches Denken* (Anm. 15), S. 14; vgl. auch Olick: *In the House* (Anm. 6).

²⁸ Jost Hermand u.a. (Hg.): *Nachkriegsliteratur in Westdeutschland 1945-49. Schreibweisen, Gattungen, Institutionen*, Berlin 1982; Ralf Schnell: *Die Literatur der Bundesrepublik. Autoren, Geschichte, Literaturbetrieb*, Stuttgart 1986; Klaus R. Scherpe (Hg.): *Die Rekonstruktion der Moderne. Studien zur deutschen Literatur nach 1945*, Köln u.a. 1992, S. 23-100.

erzählen; diese Geschichte ist jedoch so nüchtern – der Akademiker verlegt sich angesichts der akuten Notlage der Menschen auf die Fabrikation von Stühlen und Tischen –, daß sich am Schluß alle einig sind, daß sie nicht für einen Film taue.

In dem Kassenerfolg des Jahres 1947 mit den UFA-Stars werden mit einigem Witz drei Varianten der gleichen Beziehungsgeschichte erzählt. Nichts ist endgültig, nicht einmal der Titel des Filmes. Angesprochen wird zwar nicht explizit eine „Stunde Null“ (so der Titel des tragischen Trümmerfilms Roberto Rossellinis aus dem Jahr 1948), aber das Leitmotiv ist die Offenheit einer bestimmten historischen Situation, in welcher unterschiedliche Möglichkeiten durchgespielt werden können – von und mit Autoren und Schauspielern des alten Kinos. Eine solche geschichtliche Konstellation beschreiben auch Oskar Negt und Alexander Kluge in ihrem Buch *Geschichte und Eigensinn* (1981) mit dem Bild einer „Null-Stellung des Reiches“. Sie verweisen auf die für ein Volk außergewöhnliche Situation, die nicht allein dadurch gekennzeichnet war, daß zunächst die eigene Staatsgewalt verschwand:

Es gab eine institutionelle Variationsbreite von Entwicklungen (dem Schein nach oder einen Moment lang), die es in der deutschen Geschichte oder in der anderer Völker nicht gegeben hat. Die Null-Stellung setzt das Realitätsprinzip der Geschichte einen Moment außer Kraft. Vergleicht man das zerstörte Berlin, Dresden, Hamburg, Frankfurt, Mainz, München, Darmstadt, Wuppertal, Ruhrgebiet usf. mit dem, was dann als Horizont wieder zugebaut worden ist, so hat man die Differenz zwischen geschichtlichem Realitätsdruck, der auf die Wahrnehmung drückt, und einem momentan offenen Verhältnis zur Geschichte. Es ist 1945 keine Zeit, die unerwartete Lücke in dem Drucksystem, das auf der Erfahrung liegt, zu nutzen: Lebensläufe wenden sich, die kollektiven Bewegungen fallen zu den alten Figuren zusammen. Ohne dieses „an sich“ und nicht „für uns“ geöffnete Fenster dieses Null-Punktes ist aber deutsche Geschichte nicht zu erfahren.²⁹

Eingebettet sind diese Überlegungen der beiden Autoren in das Kapitel „Über Identität“ – einer deutschen Identität wohlgermerkt.

Solche und andere Konstellationen werden auch in der zeitgenössischen Literatur durchgespielt: Geschichten aus dem gewöhnlichen Leben, vom Kriegsende, unter den Bedingungen der Zusammenbruchsgesellschaft. Insbesondere seit den späten 1970er Jahren erlebten sie eine neue Konjunktur. Zur gleichen Zeit plädierten Vertreter der *Oral History* für eine Aufwertung der Selbstzeugnisse als eigene Quellengattung. Film und Fernsehen nahmen sich des Themas an, so etwa Rainer Maria Fassbinder in seinem erfolgreichen Film *Die Ehe der Maria Braun* (1978) und Edgar Reitz in seinem Familien- und Lokalepos *Heimat* (1984). In diese Zeit fallen auch die ersten autobiographischen Berichte jener Zeitzeugen über die Nachkriegszeit, die den Krieg als Soldaten und als so genannte Flakhelfer erlebt hatten.³⁰

29 Oskar Negt/Alexander Kluge: *Geschichte und Eigensinn*, Frankfurt/M. 1981, S. 378f.

30 Vgl. die Hinweise in Bude: *Altern einer Generation* (Anm. 13); Schörken: *Niederlage* (Anm. 13).

Diese Zirkulation von zeitgenössischen literarischen, autobiographischen und wissenschaftlichen Texten und die damit einhergehende Vermischung bzw. Überlagerung von *res factae* und *res fictivae* zählt zu den interessanten Phänomenen dieses Genres von Nachkriegsgeschichten: Geschichte berichte, „wie es gewesen ist“, „Fiktion spiele eine Möglichkeit durch“, ist bei Alfred Andersch zu lesen.³¹ Anfangsmetaphern wurden auf diese Weise in mehreren Etappen seit 1945 in das kommunikative Gedächtnis eingeschrieben und sind als solche abruf- und wissenschaftlich thematisierbar. Aber mindestens genauso bedeutsam in unserem Kontext ist ein anderer Aspekt. Die Erzählungen lassen sich lesen als Beschreibung der eigenen individuellen und kollektiven Subjektwerdung als Wissenschaftler, Politiker, Soldat oder Wirtschaftsführer, kurz: als mündige Bürger.³² Dabei ergreifen in den autobiographischen Texten vor allem Männer das Wort.

Der zentrale Topos ist hier der einer ‚Stunde Null‘, verbunden mit Vorstellungen eines „Niemandlands“ und eines „Interregnums“. ³³ Diese ‚Nullstellung‘, die Kluge und Negt ansprechen, bezieht sich auf den ungewöhnlichen Moment, der in der neuesten Zeit nahezu ohne Parallele ist. Das öffentliche Leben wurde bis in den Spätsommer 1945 im wahrsten Sinne des Wortes ‚heruntergefahren‘. Verwaltungen, Justiz, Post, Telegraphenämter schlossen ihre Türen. Ausgehverbote und Sperrstunden bestimmten den Lebensrhythmus. In Anlehnung an Victor Turner hat die Soziologin Uta Gerhardt von einem Zustand der ‚Liminalität‘ gesprochen. Dies meint einen Zustand der Latenz ganzer Sektoren des gesellschaftlichen Lebens, in dem Personen von einem historischen Zustand in einen anderen wechseln. Dies habe, so die Soziologin, zu einer eigentümlich statuslosen Gemeinschaft von tendenziell Gleichen geführt, die nicht mehr der bisher geltenden sozialen Ordnung mit ihren Gesetzen, Konventionen und Zeremoniellen gehorchten und dabei doch noch nicht in eine neue Ordnung eingebunden waren.³⁴ Liminalität verweist zugleich auf einen anderen Punkt, nämlich die Möglichkeit und Notwendigkeit der Rekonfigurationen des Subjektstatus, konkret: die „Neudefinition des eigenen Ich“, während die Welt sich neu ordnet.³⁵ Damit ist zunächst ein spezifisches Moment moderner Zeiterfahrung verbunden. Das Auseinanderdriften von Erfahrungsräumen und Erwartungshorizonten und damit die Erfahrung von ‚Ungleichzeitigkeit‘ spielt dabei eine große Rolle. In den zeitgenössischen literarischen

31 So Alfred Andersch in „Winterspelt“, zitiert nach Klaus R. Scherpe: „Bilder des ‚Zusammenbruchs‘ und der ‚Befreiung‘ in der Literatur der unmittelbaren Nachkriegszeit“, in: Ulrich Albrecht u.a. (Hg.): *Zusammenbruch oder Befreiung? Zur Aktualität des 8. Mai 1945*, Berlin 1986, S. 140-153, hier S. 140; Ders.: „Erzwungener Alltag. Wahrgenommene und gedachte Wirklichkeit in der Zeitschriften- und Reportageliteratur der Nachkriegszeit“, in: Ders. (Hg.): *Die Rekonstruktion der Moderne. Studien zur deutschen Literatur nach 1945*, Köln u.a. 1992, S. 23-100.

32 Diesen Ansatz verfolgt Jens Hacke: *Philosophie der Bürgerlichkeit. Die liberalkonservative Begründung der Bundesrepublik*, Göttingen 2006, auch indem er Anfangsnarrative in den Blick nimmt; vgl. auch Greven: *Politisches Denken* (Anm. 15).

33 Scherpe: „Bilder“ (Anm. 31), S. 141; Schörken: *Niederlage* (Anm. 13), S. 32.

34 Uta Gerhardt: *Soziologie der Stunde Null. Zur Gesellschaftskonzeption des amerikanischen Besatzungsregimes in Deutschland 1944-1945/1946*, Frankfurt/M. 2005, S. 124.

35 Schörken, *Niederlage* (Anm. 13), S. 51.

wie in den autobiographischen Texten kommt das in sehr unterschiedlichen Zusammenhängen zum Ausdruck. Zunächst im Topos eines ‚nicht mehr‘ und ‚noch nicht‘, als es zu früh sein konnte, die weiße Fahne herauszuhängen, sich zu ergeben, die Waffe ins Gebüsch zu werfen und möglicherweise Fahnenflucht zu begehen.³⁶ Dann aber kam der entscheidende Moment, als das alte Herrschaftssystem am Ende war und sich die Machtverhältnisse verkehrten. Der Politiker Eugen Gerstenmaier erinnerte sich, daß selbst im Zuchthaus, wo er einsaß, diese Veränderung zu spüren war: „Selbst unsere Ausländer blieben in diesem Augenblick wortlos. Monate-, jahrelang waren sie unsere Gefährten gewesen. Jetzt war es damit vorbei. Die Gemeinschaft der vom gleichen Schicksal Geschlagenen löste sich auf.“³⁷ Deutsche Ordnungsmenschen wurden von einem Tag auf den anderen zu Plünderern, die, in Butter watend, öffentliche Lebensmitteldepots und das Inventar verlassener NS-Stellen ausräumten. Entzaubert wurden damit Vorstellungen vom ‚Herrenmenschen‘, zumal dann, wenn der Umbruch mit neuen Erfahrungen von Gewalt einherging: Es gab Plünderungen und Übergriffe nicht nur von alliierten Soldaten, sondern auch der millionenfach in das Reich verschleppten Fremdarbeiter, nicht zuletzt Vergewaltigungen.³⁸

Einmal mehr umschreibt diese Situation deutlicher als alles andere die Erfahrung von „Kontingenz“, konkret: daß sich die Dinge anders entwickelten, als man bis zuletzt gedacht hatte – sei es, weil man bis zur letzten Minute an den Erfolg der Wunderwaffe oder das Eingreifen siegreicher Einheiten geglaubt hatte, sei es, weil man sich das Ende nicht hatte vorstellen können. Kontingenz bedeutet auch, vor schlimmeren, sehr wohl möglichen Verstrickungen verschont geblieben zu sein. Odo Marquardt wollte sich nicht ausmalen, was passiert wäre, „wenn der Krieg nur ein halbes Jahr länger gedauert hätte“. Wäre er nur ein bißchen älter gewesen, wäre er „vermutlich freiwillig zur Waffen-SS oder zu den Fallschirmjägern gegangen“, so Hans-Ulrich Wehler.³⁹ Das Ende des Krieges, das Datum des 8. Mai, war „ein glücklicher Zufall – die Gnade [...], nicht auf Menschen schießen zu müssen“, so eine Formulierung desselben Gedankens, der in Helmut Kohls Rede vor der Kneset 1984 von der „Gnade der späten Geburt“ auch zum Ausdruck kommt.⁴⁰

Alle diese Äußerungen kreisen um Erfahrungen der Entzauberung als Anfangsmotiv. Diese Entzauberung ließ sich fortschreiben als Kritik jeglicher Ideologie, das zentrale Thema der autobiographischen Berichte. Das wird ganz gut deutlich in den Erinnerungen des aus Freiburg stammenden Politikwissenschaftlers und Kultusministers Hans Maier, für den mit Kriegsende „Kindheit und Karl-May-Zeit“ ihren Abschluß fanden. Er berichtet, wie er Thomas Mann erstmals hörte, ohne ihn zu verstehen; auch

36 Glaser: *1945* (Anm. 18), S. 33 und passim mit vielen Beispielen aus dem Jahr 1945.

37 Zitiert in Schörken: *Niederlage* (Anm. 13), S. 37.

38 Vgl. insbesondere Grossmann: *Jews, Germans and Allies* (Anm. 14).

39 Zitiert nach Hacke: *Philosophie* (Anm. 32), S. 29.

40 So Kurt Rossa zitiert in Schörken: *Niederlage* (Anm. 13), S. 34; Helmut Kohl: „*Ich wollte Deutschlands Einheit*“, dargestellt v. Kai Dieckmann/Ralf-Georg Reuch, Berlin 1996, S. 240; vgl. auch Lau: „Auf der Suche“ (Anm. 13).

[...] den Philosophen Heidegger sah man in jenen Tagen – es klingt heute schier ungläubhaft – wegen einiger Taten oder Unterlassungen im braunen Reich Straßenarbeiten tun, bis der bärbeißige Universitätsrektor Allgaier, ein Theologe, ihn bei General König losbat – worauf alsbald sein bis heute anhaltender Siegeszug durch die Romania begann. Daß eine bei uns wohnende Studentin uns noch 1945 versicherte (irrtümlich, hoffe ich), Professor Heidegger glaube an den Endsieg, ist eine der frühen Wurzeln für mein abgründiges Mißtrauen gegen die politische Urteilskraft von Gelehrten und Intellektuellen.⁴¹

Entzauberung als (Selbst-) Erfahrung ermöglichte Transitionen in einen anderen Subjektstatus, auch indem man, so Jürgen Habermas, sah, daß die eigene Geschichte in ein Licht getaucht war, „das alle wesentlichen Aspekte schlagartig anders erscheinen ließ. Man sah plötzlich, daß das ein politisch kriminelles System war, in dem man gelebt hatte“. Mit erstaunlichem Pathos formulierte der Politikwissenschaftler und Historiker Arnulf Baring:

Es war ein neuer Anfang, war wie am Anbeginn der Welt, als die Erde wüst und leer war, Gott aber das Licht von der Finsternis geschieden, Pflanzen und Tiere und zuletzt den Menschen geschaffen hatte. Wir waren neue Menschen, wie neu geboren. Wer es nicht miterlebt hat, kann es kaum nachfühlen, wer es miterlebt hat, kann es nicht vergessen.⁴²

Das andere Anfangsnarrativ war das der Inventur. Dazu zählen die vielen komisch klingenden Berichte alliierter Offiziere, wie zeitgenössische Verwaltungsbeamte aus den Kellern der zerbombten Städte hervorkrochen und den Vertretern der Militärregierung ihre Inventurlisten über Marmeladengläser vorlegten. Aber Inventuren sind zugleich nüchterne Bestandsaufnahme, wie der 1980 von Christian Graf von Krockow publizierte Tagebucheintrag vom 7. Juli 1945⁴³ oder das nachgerade klassische Gedicht „Inventur“ von Günter Eich, das sich als ein fester Bestandteil des lyrischen Kanons des bundesdeutschen Schulunterrichts etablierte.

Schon die Zeitgenossen wußten, daß diese ‚Inventuren‘ vielfach mit Bereinigungen und Umschreibungen der Lebensläufe und der eigenen Biographie einhergingen – zumal aus der historischen Distanz gesehen ein durchaus faszinierender Vorgang. Die zitierten Selbstthematizierungen von persönlicher Konversion sind dazu im weiteren Sinne zu zählen: Neue, leere Blätter wurden aufgeschlagen. Der spektakulärste Fall nicht nur des Umschreibens, sondern der Neuerfindung der

41 Hans Maier: „Als der Krieg zu Ende war“, in: *Das Ende, das ein Anfang war. Die letzten Tage des Dritten Reiches, Erinnerungen von Conrad Ahlers u.a.. Mit einer Einleitung von Thomas Urban*, Freiburg i. Br. 1981, S. 81-107, hier: S. 85f.

42 Habermas zitiert in Hacke: *Philosophie*, (Anm. 32), S. 29; Baring zitiert in Bude: *Altern einer Generation* (Anm. 13), S. 68.

43 „Was ich besitze: 1 Reithose, 1 Paar Reitstiefel, 1 Jacke 1 braunes Hemd, 1 grünes Hemd, 1 Pullover, 1 Paar Socken und 1 Paar Fußlappen, 1 Kragenbinde, 1 Taschentuch, 1 Hosenträger, 1 Käppi, 1 Packtasche, 1 Paar Sporen, 1 Feldflasche 1 Brotbeutel 1 Kochgeschirr 2 Decken 1 Füllfederhalter. Bar: 60 Reichsmark Postspargbuch 832 Reichsmark.“ Christian Graf von Krockow: „Der deutschen Grenze entgegen“, in: Gustav Trampe (Hg.): *Die Stunde Null. Erinnerungen an Kriegsende und Neuanfang*, Stuttgart 1995, S. 249-255, hier: S. 254.

eigenen Biographie ist der des SS-Hauptsturmführers und Kulturpropagandisten Hans Ernst Schneider. Dank seiner Beziehung zum SD gelang es ihm bei Kriegsende, in eine neue Identität zu schlüpfen. Er heiratete seine eigene ‚Witwe‘, die ihren Mann inzwischen für tot hatte erklären lassen, promovierte ein zweites Mal im Fach Germanistik und bekleidete nach erfolgreicher Habilitation 1962 einen Lehrstuhl für deutsch-jüdische Literatur. Später wurde er dann Rektor der Universität Aachen. Sein erklärtes ‚Wächteramt der Philologie‘ verband er mit der Kritik der völkischen Germanistik. Abgesehen davon, daß in diesem Fall die Realität jede mögliche Fiktion in den Schatten stellt, ist diese Geschichte ja deshalb spannend, weil schon die Zeitgenossen durchaus um die vielfach braunen Wurzeln der Vertreter der bundesdeutschen Moderne wußten.⁴⁴

Das Entnazifizierungsverfahren mit seinen 1,4 Millionen ausgefüllten Fragebögen, in welchen 131 Fragen zu beantworten waren, bietet für das massenhafte Umschreiben von Biographien reichliches, wenn auch weniger spektakuläres Anschauungsmaterial. Zwar wissen wir viel über die Durchführung und die Mängel der Entnazifizierung. Die Elitenkontinuitäten über das Jahr 1945 ist ein wichtiges Thema der neueren Nachkriegsgeschichte: Mehr als je zuvor ist es heute, sechzig Jahre nach Kriegsende, notwendig, wissenschaftlich beglaubigte Zeugnisse in Form nachholender Inventuren vorzunehmen. Wenig wissen wir dagegen über die Implikationen dieser angeordneten Selbstbefragung, die in der Regel von existentieller Bedeutung für den Neuanfang waren; vor allem wissen wir nicht, wie und bei wem sich bei aller opportunistischer Selbstgerechtfertigung und moralischer Panzerung, die nicht überrascht, eine tief sitzende Unsicherheit, wenn nicht ein latentes Schuldbewußtsein einnistete und wie es sich äußerte. Von Interesse ist das auch vor dem Hintergrund der wechselseitigen ‚Beobachtung‘ nicht nur der Deutschen untereinander, die ja sehr genau über die ‚Vergangenheit‘ ihrer Umgebung Bescheid wußten, sondern auch durch die Alliierten und eine internationale Öffentlichkeit.⁴⁵

44 Ludwig Jäger: *Seitenwechsel. Der Fall Schneider Schwerte und die Diskretion der Germanistik*, München 1998.

45 Lutz Niethammer: *Die Mitläuferfabrik. Die Entnazifizierung am Beispiel Bayerns*, Berlin 1982; Tom Bower: *Blind Eye to Murder: Britain, America and the Purging of Nazi Germany – A Pledge Betrayed*, Boston 1995. Für unterschiedliche Strategien beim Umgang mit Anklagen vgl. Sönke Neitzel: *Abgehört. Deutsche Generäle in britischer Kriegsgefangenschaft 1942-1945*, Berlin 2005; für andere Perspektiven der Beobachtungen vgl. Richard L. Merritt: *Democracy Imposed. U.S. Occupation Policy and the German Public, 1945-1949*, New Haven/London 1995; Volker Berghahn: *Transatlantische Kulturkriege. Shepard Stone, die Ford-Stiftung und der europäische Antiamerikanismus*, Stuttgart 2004, bes. S. 75-104; Jaimey Fischer: *Disciplining Germany. Youth, Reeducation, and Reconstruction after the Second World War*, Detroit 2007.

3. Eine neue Sprache für neue Subjekte?

Ein Leitmotiv der Egodokumente ist das Bekenntnis, daß nach Jahren der ideologischen Verblendung durch den Nationalsozialismus eine ‚neue Sprache‘ und neue Formen des Sprechens notwendig waren. Dabei ging es zunächst um Entzauberungen der Sprache des NS, die in den Alltagsgebrauch eingesickert war und dort, wenn auch in sehr unterschiedlichem Ausmaß, Wahrnehmungen wie Bewußtsein geprägt hatte. Der Zweifel saß tief und berührte Grundfragen von Sprache und Subjektivität: „Die Worte allein sind tot. Wie eine Schlangenhaut halten wir sie in Händen, unversehrt, mit der herrlichen Zeichnung, indessen die Schlange entschlüpft ist. Das ist das Unheimliche“, so Nicolaus Sombart, der spätere Kultursoziologe im Jahr 1947, der sich wie viele andere beispielsweise, im Umfeld der Gruppe 47, auf die Suche nach neuen Formen des Schreibens und Sprechens machte.⁴⁶ Einmal mehr ging es um die Möglichkeit einer nüchternen Inventur der Dinge. Wolfgang Weyrauch führte 1949 in seiner *Anthologie 1000 Gramm* zu den Semantiken des möglichen Anfangs denjenigen der „Kahlschlagliteratur“ an. „Wer weiß einen Reim auf das Röcheln einer zerschossenen Lunge, einen Reim auf einen Hinrichtungsschrei; wer kennt das Versmaß, das rhythmische, für eine Vergewaltigung, wer weiß ein Versmaß für das Gebell der Maschinengewehre, eine Vokabel für den frisch verstummten Schrei eines toten Pferdeauges, in dem sich kein Himmel mehr spiegelt und nicht mal die brennenden Dörfer, welche Druckerei hat ein Zeichen für das Rostrot der Güterwagen“.⁴⁷ Dem eigenen Selbstverständnis nach sollte diese neue Sprache ‚nüchtern‘ und ‚klar‘ sein, befreit von den „fanatischen“ Ideologemen der NS-Zeit. Frühzeitig hat der Soziologe Helmut Schelsky, selbst ein Vertreter der bundesdeutschen Moderne mit braunen Wurzeln, dieses Bedürfnis als Kennzeichen der von ihm beschriebenen neuen „skeptischen Generation“ identifiziert – und es ist kein Zufall, daß viele ihrer Vertreter umgekehrt in Schelskys Beschreibung sich selbst wiedergefunden haben.⁴⁸

Diese Selbstbeschreibungen sind schon damals und in der Folgezeit oft kritisiert worden. „Das von [dem Schriftsteller] Andersch 1948 diagnostizierte Gefühl der ‚tabula rasa‘, verstanden als ‚Gefühl einer völligen Voraussetzungslosigkeit‘“ auch der Sprache, „als Gefühl eines originalen Neu-Werdens, für das es keine Muster und Vorbilder gibt“, sei, so der Literaturwissenschaftler Ralf Schnell, genauso illu-

46 Nicolaus Sombart: *Capriccio Nr 1. Des Wachsoldaten Irrungen und Wirrungen*, Frankfurt/M. 1947, S. 16; Heinz Ludwig Arnold: *Die Gruppe 47. Ein kritischer Grundriß*, München 32004; Rhys W. Williams: „Survival without Compromise? Reconfiguring the Past in the Works of Hans Werner Richter and Alfred Andersch“, in: Neil H. Donahue/Dorin Kirchner (Hg.): *Flights of Fantasy. New Perspectives on Inner Emigration in German Literature 1933-1945*, New York/Oxford 2003, S. 211-222; Roberts: „Nullpunkt und kein Ende“ (Anm. 7); Schnell: *Literatur* (Anm. 28).

47 Urs Widmer: *1945 oder die „Neue Sprache“*. *Studien zur Prosa der „Jungen Generation“*, Düsseldorf 1966.

48 Paul Nolte: *Die Ordnung der deutschen Gesellschaft. Selbstentwurf und Selbstbeschreibung im 20. Jahrhundert*, München 2000, S. 315-350; Greven: *Politisches Denken* (Anm. 15), S. 250-272; Geyer: „Im Schatten“ (Anm. 5), S. 41-47.

sionär gewesen wie die Rede von einer ‚Stunde Null‘.⁴⁹ Tatsächlich stößt man bei vielen Autoren, die so emphatisch den auch sprachlichen Neuanfang beschworen, nicht nur auf Topoi der NS-Sprache, sondern auch auf deren so scharf abgelehnte schwülstige rhetorische Formeln und nicht zuletzt deren schiefe Bilder. Und nicht nur das: Nüchternheit und Realismus sowie die Emphase, mit der das ‚romantische Glorzen‘ (Bertolt Brecht) abgelehnt wurde, finden sich auch in der ‚Generation der Sachlichkeit‘, über die sich Teile der intellektuellen NS-Eliten beschrieben.⁵⁰

Urs Widmer, ein Schweizer Schriftsteller, der zeitweise im Hort der frühen bundesdeutschen Moderne, dem Suhrkamp-Verlag, arbeitete, war einer der ersten, die diese sprachlichen Gehversuche nach 1945 kritisch unter die Lupe nahmen.⁵¹ Auch bei ihm findet sich der Vorwurf, daß die Autoren den eigenen Maßstäben der sprachlichen Erneuerung nicht gerecht geworden seien, ja vielfach daran scheiterten. Aber dieses Argument verkennt zugleich die grundsätzliche und fundamentale Tatsache, daß die Neuzentrierung bundesdeutscher Subjekte in Form einer eigenen Sprache und des Sprechens ein nicht abgeschlossener Prozeß ist, ja gerade umgekehrt, Reflexionen auf die Sprache (dazu gehört auch die öffentliche Betonung der ‚Nüchternheit‘) oder die öffentliche Korrektur des Sprachgebrauchs (man denke an die Reaktionen auf die Rede des DFB-Vorsitzenden Pecco Bauwens anlässlich des ‚Sieg‘ bei der Fußballweltmeisterschaft 1954) zum Leitmotiv werden.⁵² Die zeitgenössische Kritik, dazu zählt auch die Widmers, postulierte, wenn nicht immer explizit, so doch implizit das fortzuführen, was bei kritischer Betrachtung auf den ersten Blick als naiv erscheinen mochte.

Überlegungen zu möglichen sprachlichen Neuanfängen waren nicht auf Schriftsteller beschränkt. Sie gingen Hand in Hand mit einer zwar an alte Traditionen anknüpfende, jedoch im Hinblick auf ihre Stoßrichtung grundsätzliche, neue, öffentliche Sprachkritik. Sie sollte einen festen Platz in der politischen Kultur der Bundesrepublik einnehmen.⁵³ Einmal mehr stand die explizite Kritik an der Kontinuität von Sprachmustern und Relikten der NS-Sprache in der Gegenwart im Vor-

49 Schnell: *Literatur* (Anm. 28), S. 24f.; Waltraud Wende: „Einen Nullpunkt hat es nie gegeben. Schriftsteller zwischen Neuanfang und Restauration – oder: Kontinuitäten bildungsbürgerlicher Deutungsmuster in der unmittelbaren Nachkriegszeit“, in: Georg Bollenbeck/Gerhard Kaiser (Hg.): *Die janusköpfigen 50er Jahre*, Wiesbaden 2000, S. 17-29.

50 Ulrich Herbert: *Best. Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft, 1903-1989*, Bonn 1996, bes. S. 42; Helmut Lethen: *Verhaltenslehren der Kälte. Lebensversuche zwischen den Kriegen*, Frankfurt/M. 1994.

51 Widmer: *1945* (Anm. 47); für die unterschiedlichen Realismusansätze vgl. z.B. Bollenbeck/Kaiser: *Die janusköpfigen 50er Jahre* (Anm. 49); Lau: „Auf der Suche“ (Anm. 13); Nicolas Berg: *Der Holocaust und die westdeutschen Historiker. Erforschung und Erinnerung*, Göttingen 2003, bes. S. 568-616.

52 Erwähnt seien die vielen Anspielungen in Edgar Reitz' Fernsehserien *Heimat I* und *II*; dazu zählen neben dem „Hochdeutsch“ auch die unterschiedlichen Sprachen der Avantgarden.

53 Für einen Überblick vgl. Jürgen Schiewe: *Die Macht der Sprache: Eine Geschichte der Sprachkritik von der Antike bis zur Gegenwart*, München 1998, Kap. 7; mit Blick besonders auf die Debatten der 1970er Jahre vgl. demnächst meinen Aufsatz „The ‚War over Words‘: Language and Politics in the 1970s“, in: Willbald Steinmetz (Hg.): *Language in the Age of Totalitarianism* (erscheint 2008/09).

dergrund. Nicht zufällig wurde diese Sprachkritik in Deutschland vielfach mit der *Reeducation* der Alliierten in Verbindung gebracht. Tatsächlich hatte es vor allem in den USA schon seit den 1930er Jahren eine sehr intensiv geführte Debatte über die deutsche Sprache und ihre Veränderung durch den Nationalsozialismus gegeben; die Auseinandersetzung mit der NS-Sprache wurde dabei zum Lehrbeispiel einer allgemeinen Semantik. Wissenschaftliche Analysen der Sprache deutscher Kriegsgefangener und dann Erfahrungen nicht nur von Experten auf diesem Feld beim Zusammentreffen mit Deutschen schienen dieses Bild einer mehr oder minder starken ‚Verseuchung‘ des Deutschen mit nationalsozialistischen Ideologemen zu bestätigen. Die Wurzel des Übels wurde dabei nicht zuletzt in der Alltagssprache lokalisiert, so wenn – nur um ein Beispiel zu geben – der politisch zunächst unverdächtige Münchener Oberbürgermeister Wimmer mit Blick auf die Errichtung eines Obeliskens zur Erinnerung an die Opfer des Nationalsozialismus auf dem Perlacher Friedhof 1949 meinte, daß diese „noch unerledigte Angelegenheit einer Endlösung zuzuführen sei“. Die remigrierte, in der Vorkriegszeit populäre Schriftstellerin Irmgard Keun dokumentierte diese nazifizierte, mit Vernichtungsphantasien durchzogene alltägliche Sprache – die Thematisierung des Phänomens im Rundfunk erwies sich zugleich als außerordentlich populär.⁵⁴ In den 1950er Jahren mokierte sich der junge Hans Magnus Enzensberger über die in deutschen Vorortzügen zu hörende Redewendung ‚bis zur Vergasung etwas tun‘, eine Kritik, welche die deutsche Sprachwissenschaft dann mit großer Nachhaltigkeit zu beschäftigen vermochte.⁵⁵

Nazistische Redewendungen und Begriffe gehörten der *Lingua Tertii Imperii* an, über deren Eindringtiefe in die Köpfe der Deutschen sich der jüdische Romanist Victor Klemperer seit seiner Zwangsemeritierung zu Beginn der NS-Zeit Gedanken gemacht hatte. Worte, so sein viel zitierter Satz, sind wie „winzige Arsendosen“; „sie werden unbemerkt verschluckt, sie scheinen keine Wirkung zu haben, und nach einiger Zeit ist die Giftwirkung doch da“.⁵⁶ In eine ähnliche Kerbe schlug gleich nach dem Krieg der außerordentlich publikumswirksam agierende Politikwissenschaftler Dolf Sternberger mit seinem „Wörterbuch des Unmenschen“: „Auftrag“, „Betreuung“, „Raum“, „tragbar/untragbar“ – das waren für ihn nicht

54 Wimmer, zit. nach Anne Giebel: *Trauer und Erinnerung in München 1945-1959, unveröffentlichte Magisterarbeit*, München 2005, S. 57; Dirk Deissler: „The Nazis may almost be said to have ‚invented‘ a new German language: Der anglo-amerikanische Diskurs über nationalsozialistischen Sprachgebrauch im Zweiten Weltkrieg und in der Besatzungszeit“, in: Martin Wengeler (Hg.): *Deutsche Sprachgeschichte nach 1945. Diskurs- und kulturgeschichtliche Perspektiven. Beiträge einer Tagung anlässlich der Emeritierung Georg Stötzels*, Hildesheim/Zürich/New York 2003, S. 319–337; Ders.: *Die entnazifizierte Sprache. Sprachpolitik und Sprachregelung in der Besatzungszeit*, Frankfurt/M. u.a. 2004; Stephan Braese: „Die anderen hier wollen ‚wiederaufbauen‘ – Irmgard Keun im Nachkriegs-Deutschland“, in: Ders. (Hg.): *In der Sprache der Täter*, Opladen 1998, S. 43-78, hier bes. S. 47–54.

55 Vgl. den Hinweis bei Jürgen Heringer: ‚Der Streit um die Sprachkritik: Dialog mit Peter von Polenz im Februar 1981‘, in: Ders. (Hg.): *Holzfeuer im hölzernen Ofen*, Tübingen 1982, S. 161-175, hier: S. 165f.

56 Victor Klemperer: *LTI: Notizbuch eines Philologen* [1947], Halle 1957, S. 21.

nur alles Worte, die ihre Unschuld verloren hatten. In der Buchpublikation dieser Aufsätze 1957 monierte er, daß zwar die Trümmer der Städte, aber nicht die der Sprache weggeräumt worden seien. Es sei „kein reines und neues, kein bescheideneres und gelenkigeres, kein freundlicheres Sprachwesen [...] entstanden, sondern der durchschnittliche, ja, der herrschende deutsche Sprachgebrauch behilft sich mit diesen Trümmern bis auf unseren Tag“.⁵⁷

Konnte man mit der deutschen Sprache überhaupt noch sinnvoll kommunizieren? War Deutsch eine „gefrorene Sprache in einem gefrorenen Land“?⁵⁸ So lauteten zu Beginn der 1960er Jahre die grundsätzlichen und für viele beunruhigenden Fragen, zumal die Kritik an Schärfe gewann. Adornos *Jargon der Eigentlichkeit* (1964) stimulierte die sprachkritische Debatte ebenso wie Fritz Haugs *Sprache des hilflosen Antifaschismus* (1967). Die kritische Dauerbeobachtung der Sprache und der Sprechenden rückte ganz in den Vordergrund. Vor allem die linke Studentenbewegung entwickelte diese (Sprach-) Kritik auf ihre Weise weiter. Sie stellte nicht nur die Sprache, wie das schon früher vielfach der Fall war, sondern vielmehr Personen der Zeitgeschichte mit ihren Verstrickungen in die NS-Zeit an den Pranger. Bei dieser zugespitzten Sprachkritik ging es um Relikte von NS-Begriffen und -Sprachbeständen im Alltag und um die von Adorno karikierte, bedeutungsschwangere, viele meinten auch hohle Sprache jener kulturellen und politischen (Krisen-) Diskurse, die sich seit dem Koreakrieg in Deutschland breit gemacht hatten und die sich vielfach in die späte Weimarer Republik zurückverfolgen lassen. Dazu zählt das vielstimmige, interdisziplinäre Raunen über das moderne ‚technisch-industrielle Zeitalter‘ eines Hans Freyer oder Martin Heidegger, die Kritik der Massengesellschaft im konservativ-kulturkritischen Geiste eines José Ortega y Gasset oder der vom Münchener Kunsthistoriker Hans Sedlmayr beschworene „Verlust der Mitte“. Hitler war demnach nicht nur ein „Schicksal“, verantwortlich für die „deutsche Katastrophe“, sondern selbst Ausformung dieser „kranken Moderne“, deren Ursprünge nicht nur in Deutschland, sondern in der Französischen Revolution oder im „technisch-industriellen Zeitalter“ gesucht wurden.⁵⁹ Wurde seit 1945 also viel geredet – nur nicht über das Entscheidende? Dieser Vorwurf traf eine wunde Stelle. Wie weit sollte und konnte eine entzaubernde Sprache gehen? War sie ‚authentischer‘? Das betraf auch die Anfänge. Die Sprache, so Hans Maier mit Blick auf die sprachlichen Verschleierungen in der frühen Bundesrepublik, diene eben nicht nur der „analytischen Entblößung, und man sollte sich gelegentlich daran erinnern dürfen, daß alle Kultur mit Adam und Evas Feigenblatt begonnen habe und daß

57 Dolf Sternberger u.a.: *Aus dem Wörterbuch des Unmenschen. Neue erweiterte Ausgabe mit Zeugnissen des Streits über die Sprachkritik*, Hamburg 1957, S. 10.

58 Friedrich Handt (Hg.): *Deutsch, gefrorene Sprache in einem gefrorenen Land*, Berlin 1964.

59 Theodor W. Adorno: *Jargon der Eigentlichkeit. Zur deutschen Ideologie* [1964], Frankfurt/M. 1971; Wolfgang Fritz Haug: *Der hilflose Antifaschismus. Zur Kritik der Vorlesungsreihen über Wissenschaft und Nationalsozialismus an den deutschen Universitäten*, Frankfurt/M. 1967; Jin-Sung Chun: *Das Bild der Moderne in der Nachkriegszeit. Die westdeutsche „Strukturgeschichte“ im Spannungsfeld von Modernitätskritik und wissenschaftlicher Innovation 1948-1962*, München 2000; Matias Martinez: *Gottfried Benn. Wechselspiele zwischen Biographie und Werk*, Göttingen 2007.

die heute so vielgepriesene nackte Wahrheit, mit [Franz] Werfel zu sprechen, ‚Die Hurenbraut des Barbaren‘ sei.⁶⁰

Mit Blick auf den unübersehbaren Zusammenhang von Sprache und Gewalt in Teilen der Neuen Linken, mit denen sich Hans Maier auseinandersetzte, haben nicht nur konservative Kritiker frühzeitig auf die Gefahren des damit einhergehenden Realitätsverlusts und die grundsätzlichen Ähnlichkeiten mit totalitären Sprachen hingewiesen. Das Argument, daß damit die erfolgreichen Ansätze einer auch sprachlichen Neugründung der Bundesrepublik (im Gegensatz auch zur DDR) in Form einer „die Realität abbildenden“ Sprache zunichte gemacht würden, war in diesen Debatten ein zentrales Argument.⁶¹ Jens Hacke hat jüngst gezeigt, daß in diesem Zusammenhang von den Kritikern der Neuen Linken nicht zuletzt die eigenen Kontingenzerfahrungen des Jahres 1945 und die sich daraus ableitenden epistemologischen Prämissen von subjektiven Wirklichkeitserfahrungen ins Feld geführt wurden.⁶² Dieser Punkt ist in unserem Kontext insofern von Interesse, da man die hybriden, hochtheoretischen Sprachformen der Neuen Linken selbst als einen Versuch der radikalen Neubegründung von Identität durch Sprache und „Sprachhandeln“ verstehen kann.⁶³

Es ist zunächst eine ungewöhnliche Perspektive, im weiteren Umfeld der Sprachkritik auch die vielschichtige Aufbruchsstimmung im Bereich der Wissenschaften und der Kunst seit den späten 1950er Jahren zu verorten. Hier ist nicht der Ort, auf die neuen ästhetischen Form- und Zeichensprachen auf dem Feld der künstlerischen Moderne, der Musikavantgarden und bei Autoren wie Heinrich Böll, Günter Grass und Martin Walser einzugehen. In allen Wissensbereichen erschienen ‚autoritative‘ wissenschaftliche Darstellungen, Bücher, die gewissermaßen zu Klassikern der bundesdeutschen Moderne wurden. Sie begründeten neue Episteme, auch indem sie überkommene kulturkritische Positionen in Frage stellten und sich mit Blick auf die wiederentdeckte bzw. neu bewertete Moderne – die Aufklärung, die Zeit um 1800, die Industrielle Revolution, die Weimarer Republik – neu positionierten. Damit einher ging die Suche nach neuen Anfangsnarrativen, wie sie eingangs vorgestellt wurden. Darüber ließ sich die Zukunft neu bestimmen. Die kritische Auseinandersetzung mit den Ursachen des Nationalsozialismus und die Bestimmung von historischen Fehlentwicklungen und Defiziten nahmen hier

60 Hans Maier: *Sprache und Politik. Essay über aktuelle Tendenzen – Briefdialog mit Heinrich Böll*, Zürich 1977, S. 11.

61 Dieser Zusammenhang wird von Maier, ebd., sehr stark gemacht; vgl. auch Geyer: „War over Words“ (Anm. 53). Zu diesen Debatten vgl. auch Martin Wengeler: „1968‘ als sprachgeschichtliche Zäsur“, in: Georg Stötzel/Martin Wengeler (Hg.): *Kontroverse Begriffe. Geschichte des öffentlichen Sprachgebrauchs in der Bundesrepublik Deutschland*, Berlin/New York 1995, S. 383-404.

62 Hacke: *Philosophie* (Anm. 32), S. 94-134.

63 Die interessantesten Überlegungen stammen von Josef Kopperschmidt: „1968 oder ‚die Lust am Reden‘. Über die revolutionären Folgen einer Scheinrevolution“, in: *Muttersprache* 110 (2000), S. 1-12; Ders.: „So gar kein Volk des Wortes? Vermutungen über das öffentliche Reden in Deutschland“, in: Wengeler (Hg.): *Deutsche Sprachgeschichte* (Anm. 54), S. 301-315.

bedeutenden Raum ein. Auch in diesem Punkt konnte man vielfach an Ansätze anknüpfen, die seit der unmittelbaren Nachkriegszeit diskutiert worden waren.⁶⁴

Die Kritik an der wissenschaftlichen Begriffsbildung der Vergangenheit spielte in allen Bereichen der Sozial-, Geistes- und Humanwissenschaften eine wichtige Rolle und öffnete neue Horizonte, auch im Sinne epistemologischer Neuorientierung mit nicht unbedingt neuen wissenschaftlichen Ansätzen. Die großen begriffsgeschichtlichen Projekte, darunter das der *Geschichtlichen Grundbegriffe* unter Leitung von Otto Brunner, Werner Conze und Reinhart Koselleck wurzelten in einer älteren deutschen Wissenschaftstradition (so wie Brunner und Conze mit ihrer ‚braunen Vergangenheit‘). Der Impetus und die große Obsession und Arbeitsenergie, mit der die Herausgeber dieser „begriffsgeschichtlichen Pyramiden des Geistes“ (Gumbrecht) ihre Großprojekte betrieben, entstammten mehr als alles andere dem Streben, eben die Variabilität und damit auch die Ideologisierung- und Instrumentalisierbarkeit von Begriffen historisch zu rekonstruieren.⁶⁵

Behavioristische, funktionalistische und strukturalistische Theorien aus dem angelsächsischen und dem französische Ausland gewannen seit den späten 1950er Jahren an Einfluß in der Bundesrepublik. Das gilt im übrigen auch für marxistische Ansätze wie die der Frankfurter Schule, die über den Umweg des Exils meist in neuer, veränderter Form nach Deutschland repatriiert wurden und in den 1960er Jahren eine wachsende Schar von Anhängern fanden. Auch hier fand ein Wechsel der wissenschaftlichen Episteme statt, wenngleich sich dabei, wie wir heute wissen, ältere Theorien und Ansätze mit ihren in der Zwischenkriegs- und NS-Zeit liegenden Wurzeln mit neuen Ansätzen amalgamieren ließen (so, wenn beispielsweise ‚Volk‘ durch ‚Struktur‘ ersetzt wurde).⁶⁶ In seinem „Nachruf auf die Bundesrepublik“ hat Niklas Luhmann diesen Prozeß mit Blick auf seine eigene intellektuelle Biographie gut beschrieben:

Auch in der intellektuellen Entwicklung war Zerstörung vielleicht das wichtigste Kapital – Zerstörung im Sinne der Unnennbarkeit spezifischer deutscher Traditionen. Die Nazis hatten es mit Blubo und Brausi, wie wir damals sagten, verdorben. Mit Blut, Boden, Brauchtum und Sippe. Es blieb nur die eifrig zu manifestierende Scham. Und die Möglichkeit, etwas anderes anzufangen – etwa amerikanische Soziologie oder analytische Philosophie.⁶⁷

64 Vgl. die vielen Beispiele für die Zeit nach 1945 vgl. Greven: *Politisches Denken* (Anm. 15). Eine konzise Gesamtdarstellung für die Aufbruchphase um 1960 liegt m.W. nicht vor, dagegen viele Einzelstudien wie die von Hacke: *Philosophie* (Anm. 32), der sich abgrenzt von Clemens Albrecht u.a.: *Die intellektuelle Gründung der Bundesrepublik. Eine Wirkungsgeschichte der Frankfurter Schule*, Frankfurt/M. 1999; für die Zeitgeschichte u.a. Geyer: „Im Schatten“ (Anm. 5).

65 Hans Ulrich Gumbrecht: *Dimensionen und Grenzen der Begriffsgeschichte*, München 2006, bes. S. 7-36.

66 Ingo Haar: „Kämpfende Wissenschaft“. Entstehung und Niedergang der völkischen Geschichtswissenschaft im Wechsel der Systeme“, in: Winfried Schulze/Otto Gerhard Oexle (Hg.): *Deutsche Historiker im Nationalsozialismus*, Frankfurt/M. 1999, S. 215-240.

67 Niklas Luhmann: *Protest*, Frankfurt/M. 1996, S. 156; vgl. auch Lau: „Auf der Suche“ (Anm. 13), S. 156.

Man ist versucht hinzuzufügen: oder eben ‚Kritische Theorie‘ mit ihrer abstrakten theoretischen Sprache.

Mit der Zerstörung von Sprache und Traditionsbeständen durch den NS verweist Luhmann einmal mehr auf die Figur der *tabula rasa* – in diesem Fall in Form der Suche nach neuen abstrakten Wissenschaftssprachen. Diese lassen sich mit Luhmann als ‚Ausdifferenzierung‘ moderner Wissenschaftskulturen verstehen. Bei dem Bielefelder Sozialwissenschaftler ist keine Rede mehr von ‚Niederlage‘ oder ‚Befreiung‘, geschweige denn von ‚deutscher Katastrophe‘. ‚Luhmannianer‘ blicken allenfalls mit dem distanzierten wissenschaftlichen Beobachterblick auf diese zeitgenössischen politischen und moralischen Debatten. Damit wird Abstand geschaffen, auch zu den Moraldiskursen der Nachkriegszeit. Die Kritik des ‚Feuilletonisten‘ und Politikwissenschaftlers Dolf Sternberger war schon aus diesem Grund vielen suspekt. Nicht nur, daß sie ihm und anderen eine Vermischung von Moral und Politik, allemal sprachwissenschaftliche Ignoranz, vorwarfen, wenn er argumentierte, daß „die Sprache lügt“, „die Sprache verführt“ oder „Wörter von Menschen Besitz ergreifen“. Vertreter des aus Frankreich importierten Strukturalismus, darunter Peter Polenz, hielten dem entgegen, daß es keine ‚gute‘ oder ‚böse‘ Sprache gebe und daß Sternberger *langue* und *parole* verwechsle. Auch das war eine Debatte schon des Jahres 1961, die grundsätzliche, bis heute aktuelle Fragen des Nationalsozialismus betrifft.⁶⁸

Gerade auch die deutsche Zeitgeschichte lenkte den Blick weg vom Anfangsnarrativ der ‚Katastrophe der Niederlage‘ und des ‚Schicksals‘ und wandte sich zunächst den Voraussetzungen des Jahres 1933 zu und dann, wenn auch erst nur vereinzelt, dem NS-Herrschaftssystem. Die Arbeiten von Karl Dietrich Bracher stehen für viele andere. Die Tatsache, daß Hitler an die Macht kam, daß er Wahlen gewinnen konnte und daß er eine breite Unterstützung auch unter den Eliten fand, war, wie Bracher frühzeitig hervorhob, die eigentliche ‚deutsche Katastrophe‘. Eher strukturalistisch angelegte Untersuchungen des Herrschaftssystems entzauberten den älteren ‚Schicksalsdiskurs‘ und begannen, die Systemlogik des NS offenzulegen. Dabei hat die Frage, ob diese Fixierung auf die der Tendenz nach strukturalistischen Funktionsmechanismen des politischen Systems die Täter entlastende Funktionen gehabt habe, in den letzten Jahren heftige Debatten und Vorwürfe ausgelöst.⁶⁹ Ein anderer Zweig der historischen Forschung machte sich mit Luhmanns intellektuellem Vater, Talcott Parsons, auf die Suche nach den Wurzeln – sprich: den Anfängen – des Scheiterns der ersten deutschen Demokratie: Warum beschränkten die einen Nationen den Weg der Demokratie, andere den Weg der Diktatur? Warum scheiterte der deutsche Weg der ‚Modernisierung‘? Die von Wehler zumindest in den 1970er Jahren propagierte Sonderwegsthese, wonach die in Deutsch-

68 Peter von Polenz: „Sprachkritik und Sprachwissenschaft“, in: *Neue Rundschau* 74 (1963), S. 391-403; Dolf Sternberger: „Gute Sprache und böse Sprache. Zehn Thesen“, in: Ebd., S. 403-414.

69 Berg: *Der Holocaust* (Anm. 51).

land ‚ausgebliebene Revolution‘ eine wichtige Voraussetzung für den Aufstieg des Nationalsozialismus war, verweist just auf diesen Zusammenhang.

4. Befreiung

Reinhart Koselleck betont in seinem Aufsatz über „Erfahrungswandel und Methodenwechsel“ die Chancen, welche die ‚Verlierer‘ gegenüber den ‚Siegern‘ hätten; dabei geht der Historiker zwar nicht auf die Zeit nach 1945, wohl aber auf die militärische Dimension von Sieg und Niederlage in der Geschichte ein: Die Geschichte werde „kurzfristig“ zwar von den Siegern gemacht, die historischen Erkenntnisgewinne stammten aber „langfristig“ von den Besiegten. Den Grund dafür sieht er darin, daß diese die „Primärerfahrung“ machen mußten, „daß alles anders gekommen ist als geplant und erhofft. Sie [die Verlierer] geraten, wenn sie überhaupt methodisch reflektieren, in eine größere Beweisnot, um zu erklären, warum etwas anders und nicht so gekommen ist wie gedacht. Dadurch wird eine Suche nach mittel- oder längerfristigen Gründen in Gang gesetzt“.⁷⁰ Erfahrungsgewinn durch „Primärerfahrungen“, die in subjektive Reflexionsprozesse münden und damit zu Erkenntnisgewinnen führen – das ist die Selbstbeschreibung von mehr als nur einer Generation von Deutschen.

Die grundsätzliche Frage lautet, ob die gängige Rede, ja die Beschwörung der ‚Niederlage‘, des ‚Zusammenbruchs‘ und der ‚Katastrophe‘ eine Möglichkeit für einen Neuanfang bot. In dieser Semantik hatte sich nach 1918 der revisionistische Nationalismus einschließlich seiner radikalen Varianten eingerichtet, auch mit den Vorstellungen, die Sieger übertreffen zu können.⁷¹ Nicht die ‚Katastrophe der Niederlage‘, sondern die Betonung der Chancen möglicher Neuanfänge, und zwar in Verbindung mit einer kritischen Reflexion und der Neuentdeckung verschütteter Traditionen kennzeichnet die unterschiedlichen Strömungen der bundesdeutschen Moderne. In den oben zitierten Egodokumenten mit ihren Bezügen auf das Jahr 1945 findet sich eine erstaunlich große Zahl derjenigen, die ‚Befreiung‘ vorzogen, und sei es nur in dem Sinne, daß sich 1945 für sie eine neue persönliche Zukunft eröffnete.

Oft ist die Frage gestellt worden, ob nach 1945 eine Semantik der ‚Befreiung‘ eine Alternative zur Niederlage gewesen wäre, etwa im Anschluß an Thomas Manns Diktum in seiner letzten Radio-Rede an die „Deutschen Hörer“, daß der „Zusammenbruch“ eine „Befreiung“ sei, die aber angesichts der Verstrickung der Deutschen in den NS von außen kommen müsse?⁷² Das Problem bestand nicht

70 Reinhart Koselleck: „Erfahrungswandel und Methodenwechsel. Eine historisch-anthropologische Skizze“, in: Christian Maier/Jörn Rüsen (Hg.): *Historische Methode*, Frankfurt/M. 1988, S. 13-61, hier: S. 52.

71 So Wolfgang Schivelbusch: *Die Kultur der Niederlage. Der amerikanische Süden. Frankreich 1871. Deutschland 1918*, Berlin 2001.

72 Auch für das folgende vgl. Georg Stötzel: „Geschichtliche Selbstinterpretation im öffentlichen Sprachgebrauch seit 1945. Der Befreiungsdiskurs zum 8. Mai“, in: Heidrun Kämper/Hartmut

nur darin, daß die militärische Okkupation auch von der amerikanischen und britischen Besatzungsmacht nicht als ein Akt der Befreiung der Deutschen verstanden worden ist. Dieses Anfangsnarrativ war politisch belegt durch die früheren Insassen des nationalsozialistischen Lagerarchipels, Juden, Fremdarbeiter und Kommunisten. Sie waren Opfer der deutschen Täter. Sie waren befreit worden. Unter ihnen beanspruchten vor allem die Kommunisten weniger den Status als Opfer als vielmehr politische Mitspracherechte, und dies ganz im Sinne der Sowjetunion, die sich selbst als ‚Befreier‘ stilisierte. Die DDR definierte sich über diesen vermeintlichen Befreiungsakt. Das jährliche Danktelegramm an die sowjetische Schwesterpartei am ‚Tag der Befreiung‘, an dem, so die stereotype Formulierung, die Zukunft für den deutschen sozialistischen Staat eröffnet worden sei, verdeutlicht diesen Punkt. Nun besteht wenig Zweifel daran, daß die meisten Deutschen auf diese sowjetische Befreiung gerne verzichtet hätten. ‚Befreiung‘ wurde nicht zum kollektiven Anfangsnarrativ der frühen Bundesrepublik. Dieser Topos setzte sich nur ganz zaghaft durch, etwa in der Formel ‚erlöst und vernichtet‘ von Theodor Heuss, oder wenn Bundeskanzler Ehrhardt 1965, eher *en passant*, andeutet, dass 1945 die „ersehnte Freiheit“ und die „Demokratie von außen“ gekommen seien – in „fremdem Gewand“, wie er meint. Das war für ihn noch lange kein Grund, den „8. Mai als Gedenktag der Befreiung zu feiern“. Das gilt übrigens auch noch für Willy Brandt.⁷³

Hier ist nicht der Ort, diese Diskussion zu rekapitulieren. Der ernste politische Diskurs hatte schon früh eine andere Seite. So in Martin Walsers komisch-absurdem Theaterstück *Eiche und Angora* (1962), einer, wie es im Untertitel heißt, „Pose aus der deutschen Provinz“: Der 1945 Besiegte ist 1960, im neuen Staat namens Bundesrepublik, längst der eigentliche „Sieger“, der Befreite der Verlierer.

Die gewissermaßen staatsoffizielle politische Auseinandersetzung ist in unserem Kontext gleichwohl wichtig, weil, wie ich meine, damit nicht nur Formen einer positiven Aneignung des politischen und kulturellen *Status quo* der Bundesrepublik, sondern demonstrative Explikationen der Mündigkeit des modernen *bundesdeutschen* Staatsbürgers verknüpft waren: Zehn Jahre vor der bekannten Rede des Bundespräsidenten Richard Weizsäcker 1985 hatte Bundeskanzler Helmut Schmidt genau solche Akzente gesetzt – wenn auch nur in einer über das Bundespresseamt veröffentlichten Rede vor dem Kabinett: Nach einer Verbeugung vor dem Leid all derjenigen Juden, Russen, Ukrainer und anderen Völker, aber auch Deutschen, die „teuer dafür bezahlen [mußten], daß Deutschland einem verbrecherischen Politiker anheim gefallen war“, findet sich hier die Formulierung, „der 8. Mai brachte uns die Befreiung von der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft“. Diese Befreiung war die Chance für den politischen Neubeginn:

Schmidt (Hg.): *Das 20. Jahrhundert. Sprachgeschichte – Zeitgeschichte*, Berlin/New York 1998, S. 250-274; Jan-Holger Kirsch: „Wir haben aus der Geschichte gelernt“. *Der 8. Mai als politischer Gedenktag in Deutschland*, Köln/Weimar/Wien 1999; Jeffrey K. Olick: *The Politics of Regret. On Collective Memory and Historical Responsibility*, New York 2007.

73 Stötzel: „Selbstinterpretation“ (Anm. 72), S. 255, 260.

Wir haben am 8. Mai die Chance zu einem demokratischen Neubeginn erhalten. Deshalb ist der heutige Tag, den die Sieger mit Recht feiern können, für uns Deutsche, aber nicht für die Deutschen allein, Anlaß zur kritischen Selbstbefragung: Haben wir in den vergangenen drei Jahrzehnten die Lehre aus der deutschen Katastrophe gezogen [...]

Diese Frage konnte Schmidt nur mit einem Ja beantworten. Ähnlich wie dann auch Weizsäcker kehrte Schmidt den Prozeß des Lernens und der Selbstzivilisierung der Deutschen in den Vordergrund, die nur möglich war, „weil wir diese Epoche unserer Geschichte in einem so schmerzvollen Prozeß unseres Bewußtseins geklärt“ haben, und sie eben nicht „auszuradieren“ versuchten: Abkehr vom Totalitarismus jeder Art, Absage an nationale Selbstüberschätzung oder nationale Großmannsucht, Absage an Krieg und Gewalt (auch im Hinblick auf eine gewaltsame Korrektur von „Landesverlust und Teilung“), Bündnis mit dem Westen, das mit Adenauer angefangen habe, soziale Gerechtigkeit. Genau dieser Lernprozeß implizierte denn auch, daß „Wir Deutschen [...] deshalb nicht für immer im Büßergewand zu gehen [brauchen]“. ⁷⁴ Befreiung also auch als eine Form der Selbstbefreiung, die nicht zuletzt die Voraussetzung für die neue politische Rolle war, die Helmut Schmidt in der internationalen Politik einnahm.

Bemerkenswert ist das „wir“, sowohl bei Schmidt als dann auch in der Rede Weizäckers 1985: „Wir müssen die Maßstäbe allein finden. Schonung unserer Gefühle durch uns selbst oder durch andere hilft nicht weiter. Wir brauchen und wir haben die Kraft, der Wahrheit so gut wir können ins Auge zu sehen, ohne Beschönigung und ohne Einseitigkeit.“ Dahinter verbirgt sich ein dezidiert bundesrepublikanisches „Wir“, das „Ende [...] eines Irrweges deutscher Geschichte“ und der Beginn des „demokratischen Neubaus“, auch wenn Weizsäcker mit Blick auf die Befreiung „von dem menschenverachtenden System der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft“ hinzufügte, daß „vielen Millionen Landsleuten bis heute die kostbare Chance der Freiheit versagt“ bliebe. ⁷⁵

Weit mehr als Schmidt versuchte der Bundespräsident das Leid der Deutschen mit der von Deutschland ausgehenden Gewalt auszutarieren, wobei er zwar von den Verstrickungen einzelner Gruppen – auch der Wehrmacht – in das NS-Herrschaftssystem sprach, aber niemanden wirklich anklagte.

Auch Helmut Kohl rechtfertigte seinen Spruch von der „Gnade der späten Geburt“ mit sehr ähnlichen Argumenten:

74 Helmut Schmidt: „Gedenken an den 8. Mai 1945. Ansprache des Bundeskanzlers vor dem Kabinett“, in: *Bulletin der Bundesregierung* 59 (1975), S. 554f.

75 Richard Weizsäcker: „Ansprache in der Gedenkstunde im Plenarsaal des Deutschen Bundestages am 8. Mai 1985“, in: Presse und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.): *Erinnerung, Trauer und Versöhnung. Ansprachen und Erklärungen zum vierzigsten Jahrestag des Kriegsendes*, Bonn 1985, S. 63-82, hier: S. 63f.

‚Gnade‘ meint eben nicht das Recht, sich der gemeinsamen Haftung für das in deutschem Namen begangene Unrecht zu entziehen. Gerade umgekehrt: Sie bedeutet die Verpflichtung – den durch eigenes Erleben beglaubigten Auftrag –, alles daranzusetzen, damit auf deutschem Boden nie wieder Unrecht, Unfreiheit und Unfrieden möglich werden. ‚Gnade‘ meint aber auch: Es ist nicht das moralische Verdienst meiner Generation, der Verstrickung in Schuld entgangen zu sein. Es war vielmehr der Zufall des Geburtsdatums.⁷⁶

Die Rede von „Befreiung“ hatte für viele etwas Befreiendes, zumindest für die bundesdeutschen Bürger. Und es gibt keinen Mangel an öffentlichen Bekenntnissen, in deren Mittelpunkt Geschichten über Akte der Befreiung bzw. der Selbstbefreiung im Jahr 1945 standen.⁷⁷ Die staatsoffizielle Rede von der „Befreiung“ implizierte nichts weniger als die konkrete Option auf Selbstbefreiung und Subjektwerdung, nicht nur der Menschen, sondern auch eines Staates, der in der internationalen Politik ein Mitspracherecht beanspruchte und seine Traditionen aus der Niederlage und der ‚Stunde Null‘ der Staatsgründung 1949 herleitete.⁷⁸

Der Topos der Befreiung als Anfangsnarrativ blieb umstritten. Der Befreiung vom Nationalsozialismus folgte im anderen, sowjetisch besetzten Teil Deutschlands ebenso wie anderen Ländern Ostmitteleuropas nicht die politische Freiheit. Die bundesdeutsche Selbstbeschreibung ließ sich somit nicht ohne weiteres verallgemeinern. Aber hinzu kommt ein anderer Punkt.

Die Selbstbesinnung auf Befreiung und Subjektwerdung, die auf persönliche Kontingenzerfahrungen im Jahre 1945 bezogen war, stand, wie gezeigt wurde, von Anfang an in einem Wettbewerb mit anderen Erinnerungen und Erfahrungen. Zu nennen sind auf der einen Seite diejenigen, die den Holocaust und die nationalsozialistischen Lager überlebt hatten und die zunächst einmal den Status von ‚Befreiten‘ für sich beanspruchen konnten. Aber das gilt auch für diejenigen, die mit Jürgen Habermas argumentierten, „daß ohne ein Bewußtsein der politischen Haftung die verhängnisvolle Kontinuität mit dem Staat, der Konzentrationslager eingerichtet hat, und mit der Gesellschaft, in der die Ermordung willkürlich definierter Minderheiten möglich geworden ist, nicht abreißen würde“.⁷⁹ Mit den Ende der 1970er Jahre einsetzenden Debatten über den Holocaust begann zugleich eine intensive Besinnung auf die Anfänge der zivilgesellschaftlichen Ordnung der Bundesrepublik, die auf eben dieses Anfangsereignis mit seinen globalen Dimensionen zentriert war. Und schließlich: ‚Freiheit‘ als Anfangsnarrativ empfanden diejenigen unangemessen und anstößig, die, wie zur gleichen Zeit die Überlebenden des Holocaust, mit wachsender Intensität über persönliches Leid und Not, bald auch über Bombenkrieg, Vergewaltigungen und Vertreibung sprachen. So unter-

76 Kohl: *Deutschlands Einheit* (Anm. 40), S. 240.

77 Vgl. die Erinnerungsberichte in Trampe: *Stunde Null* (Anm. 13); *Das Ende, das ein Anfang war* (Anm. 41).

78 Weizsäcker: *Dreimal Stunde Null* (Anm. 19).

79 Jürgen Habermas, „Karl Jaspers“, in: Ders. (Hg.): *Philosophisch-politische Profile*, Frankfurt/M. 1981, S. 82-100, hier: S. 96f.; Greven: *Politisches Denken* (Anm. 15), S. 62; Daniel Levy/Natan Sznaider: *Erinnerung im globalen Zeitalter. Der Holocaust*, Frankfurt/M. 2004.

schiedlich motiviert diese beiden Erinnerungen an Gewalt waren und so unterschiedliche Folgerungen sich daraus schließen lassen: sie implizierten mehr oder weniger deutlich eine Kritik an Vorstellungen von Modernität, die in der Rede über Befreiung inhärent war.⁸⁰ Wenn diese neu aufbrechende, bis heute nicht abflauende öffentlichen Debatte über „die Moderne“ eines gezeigt hat, dann dies: nämlich, wie sehr das Jahr 1945 und die Reflexion auf diese Zeit zu einer merkwürdigen Wendezeit wurde, über die sich unser Wissen über uns selbst und die Gegenwart konstituiert.

80 Dazu zählen die deutschen Debatten über die Zeitgeschichte oder auch die Verwertung von Erinnerungszeugnissen in der NS-Forschung, vgl. Berg: *Holocaust* (Anm. 51), bes. S. 447-465; in diesem Zusammenhang sind auch die Reaktionen auf einen Vortrag Kosellecks zum Thema „Terror und Traum“, auf einer Poetik und Hermeneutik-Tagung in der Mitte der 1970er Jahre zu sehen, Gumbrecht: *Dimensionen* (wie Anm. 65), S. 30f.

Beiträgerinnen und Beiträger

TOBIAS DÖRING, Professor für Englische Literaturwissenschaft an der Ludwig-Maximilians-Universität München, leitet in der Forschergruppe „Anfänge (in) der Moderne“ das Teilprojekt „Ossian und die Erfindung der schottischen Nationalliteratur um 1800“. Weitere Arbeitsschwerpunkte: Postcolonial Studies, Shakespeare and Early Modern Studies. Zuletzt erschienen: *Performances of Mourning in Shakespearean Theatre and Early Modern Culture*, Basingstoke u.a. 2006; *A History of Postcolonial Literatures in 12½ Books*, Trier 2007 (Herausgeber); *Postcolonial Literatures in English: An Introduction*, Stuttgart 2008.

MARTIN H. GEYER, Professor für Neuere Geschichte und Zeitgeschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität München, ist assoziiertes Mitglied der Forschergruppe „Anfänge (in) der Moderne“. Weitere Arbeitsschwerpunkte: Politische Kultur und Skandale der Weimarer Republik, Debatten über Moderne und Postmoderne in den 1970er und 1980er Jahren, Zeit und Zeitwahrnehmung. Zuletzt erschienen: „Die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“. Zeitsemantik und die Suche nach Gegenwart in der Weimarer Republik“, in: Wolfgang Hardtwig (Hg.): *Utopie und politische Herrschaft im Europa der Zwischenkriegszeit*, München 2005, S. 75-100; „Prime Meridians, National Time, and the Symbolic Authority of Capitals in the Nineteenth Century“, in: Andreas Daum/Christof Mauch (Hg.), *Berlin – Washington, 1800-2000*, Cambridge 2005, S. 79-100; „Die Gegenwart der Vergangenheit. Die Sozialstaatsdebatten der 1970er-Jahre und die umstrittenen Entwürfe der Moderne“, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 47 (2007), *Geschichte der Sozialpolitik in Deutschland seit 1945*, Bd. 6: *Die Bundesrepublik 1974 bis 1982: Der Sozialstaat im Zeichen wirtschaftlicher Rezession*, Baden-Baden 2008.

FRIEDRICH WILHELM GRAF, Professor für Systematische Theologie und Ethik an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität München, leitet in der Forschergruppe „Anfänge (in) der Moderne“ das Teilprojekt „Gottes Uranfang – Urszenen und Sprachen der Schöpfung im deutschsprachigen theologischen Diskurs der 1920er Jahre“. Weitere Arbeitsschwerpunkte: Theologiegeschichte des 18.-20. Jahrhunderts, religiöse Wandlungsprozesse der Gegenwart, Ethik, geschäftsführende Herausgeberschaft der Kritischen Gesamtausgabe der Schriften Ernst Troeltschs. Zuletzt erschienen: *Die Wiederkehr der Götter. Religion in der modernen Kultur*, 1.-3. Aufl., München 2004, durchgesehene u. um ein Vorwort und ein Nachwort erw. Neuausg. München 2007; *Moses Vermächtnis. Über göttliche und menschliche Gesetze*, 1.-3. Aufl., München 2006; *Der Protestantismus. Geschichte und Gegenwart*, München 2006.